Montag, den 24. Dezember 1934

Opłata pocztowa uiszczona ryczałtem.

Einzelnummer 25 Groschen

Lodzer Volkszeitung

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens.

Nr. 352. Die „Lodzer Volkszeitung" erscheint täglich morgens an Tagen nach einem Feiertag oder Sonntag mittags. Abonnementspreis: monatlich mit Zustellung ins Haus und durch die Post Zloty 3.—, wöchentlich Zloty —.75; Ausland: monatlich Zloty 6.— jährlich Zloty 72.—. Einzelnummer 10 Groschen, Sonntags 25 Groschen.

Schriftleitung und Geschäftsstelle:
Lodz, Petrikauer 109
Telephon 136-90. Postscheckkonto 63.508
Geschäftsstunden von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends.
Sprechstunden des Schriftleiters täglich von 2.30—3.30.

Anzeigenpreise: Die siebengespaltene Millimeterzeile 15 Groschen, im Text die dreigespaltene Millimeterzeile 60 Groschen. Stellengesuche 50 Prozent Stellenangebote 25 Prozent Rabatt. Vereinsnotizen und Ankündigungen im Text für die Druckzeile 1.— Zloty; falls diesbezügliche Anzeige aufgegeben — gratis. Für das Ausland 100 Prozent Zuschlag.

12. Jahrg.

Wird Friede auf Erden?

Die christliche Heilsbotschaft vom „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" ergeht nun schon 1934 Jahre an die Menschheit, ob christliche oder nichtchristliche. Wir sprechen von einer christlichen Kultur, wir haben eine christliche Zeitepoche, eine christliche Zeitrechnung, die sogar auch in den meisten nichtchristlichen Ländern eingeführt ist, ja das Christentum überhaupt existiert von dem Tage an, an dem die Heilsbotschaft vom „Frieden auf Erden" ergangen ist.

Fast zwei Jahrtausende lang vermitteln die christlichen Priester die Friedensbotschaft an alle Völker, ohne Ansehen der Rasse oder der Sprache, und an dem Aufwand gemessen, den die offiziellen und nichtoffiziellen Vertreter des Christentums für die Propagierung und die Verwirklichung der christlichen Lehren, voran die der Friedensbotschaft, einsetzen, müßte man annehmen, daß der Menschheit doch wenigstens zum großen Teil die Segnungen der Heilsbotschaft zu Nutze gewesen wären.

Wir wollen nicht die Kriege aufzählen, die trotz der Friedensbotschaft im Verlaufe dieser fast zwei Jahrtausende christlicher Zeitepoche geführt wurden. Man würde uns das als Boshaftigkeit auslegen. Am allermeisten beschämend sind aber die Tatsachen, daß sogar im Namen des Christentums Kriege geführt wurden, daß es „heilige Kriege" gegeben hat und daß es Priester der christlichen Religion zu allen Zeiten, bis in unserer Gegenwart gegeben hat und gibt, die die Kriegführung sowohl wie auch den Krieg selber rechtfertigen, ja nicht nur rechtfertigen, sondern ihn sogar als notwendig hinstellen und ihn segnen. Während des letzten großen Krieges konnte man diesen Verrat der christlichen Heilslehre als Massenerscheinung bei den Sachwaltern der Lehre Christi feststellen. Wundert man sich da, daß auch menschlich einfachere Friedensfreunde wankelmütig wurden und „in den Krieg zogen", den sie verabscheuten und der ihnen als Verrat an ihrem Glauben an die christliche Friedensbotschaft erscheinen mußte?!

Man mache uns nicht den naiven Vorwurf, wir beschuldigten die christliche Kirche oder gar die christliche Religion der kriegerischen Vorbereitung oder der kriegerischen Tätigkeit, obwohl selbst dieser Vorwurf in gewissem Sinne berechtigt wäre. Aber wir fragen, was hat die Kirche seit ihrem Bestehen unternommen, um ihre Friedensbotschaft, die sie besonders zu Weihnachten, dem Geburtstage des Christentums, propagiert, zu verwirklichen? Was hat sie unternommen, um die Verletzung dieser Heilsbotschaft zu verhindern? Welchen Erfolg hat die Friedensbotschaft der Kirche gezeigt? Wie ist es mit dem „Frieden auf Erden" bestellt? Wie weit ist das verheißene „Wohlgefallen" den Menschen gediehen? Wie weit ist es bis zum Frieden?

Oder zum Krieg?! Eine grausige Frage! Umso grausiger, da sie die Gemüter der meisten Menschen heute bewegt. Noch vor ein paar Tagen war die Frage so drohend, daß Europa den Atem anhielt und mit Bangen nach Genf blickte: wird wenigstens jetzt, für diese schwere Stunde das entsetzliche Kriegsgespenst gebannt werden können? Es stand auf des Messers Schneide. Der Marseiller Mord mit seinen politischen Folgen hat eigenartig sprühende Funken über das Pulverfaß Europa gestreut, die fast wie durch einen puren Zufall noch in letzter Minute weggewischt wurden. Noch konnte die Explosion verhindert werden. Aber die Gefahr blieb bestehen. Das Pulverfaß steht weiter drohend da und wird von Kundigen hübsch weiter aufgefüllt. Und die Menschheit steht mit furchtsamer Neugierde zu, wie diese Kundigen ihr verbrecherisches Handwerk betreiben, ohne daß ihnen dafür der Prozeß gemacht wird, wie es in einem christlichen Staate gerade christliche und moralische Pflicht wäre.

In den 15 Jahren nach dem Friedensvertrag ist das Friedensvertragssystem mit so großem politischen und diplomatischen Eifer und mit einem so ungeheuren Kraftaufwand ausgebaut worden, daß man versucht ist, von einer Friedensgefahr und nicht von einer Kriegsgefahr zu sprechen. Wir haben ein so sorgfältig gestaltetes internationales und gegenseitiges Vertragssystem zur „Aechtung" und zur Sicherung des Friedens, eine so lange und allseitig vorbereitete „Vorbereitende Abrüstungskommission", eine so große Menge von Abrüstungsdelegierten und diesbezüglichen Sachverständigen, daß ein englischer Politiker sich den Witz erlauben zu können glaubte: noch eine solche Abrüstungskonferenz und der nächste Krieg ist fertig.

Ist es wirklich nur ein Witz? Es steckt eine bittere, ironische Wahrheit dahinter. Die Friedensverträge nach dem großen Kriege sollten die Möglichkeiten für die Einleitung der Abrüstung der Völker bringen. Der Artikel 8 der Völkerbundssatzung stellt die Abrüstung als eine der wichtigsten Aufgaben des Völkerbundes fest: „Die Bundesmitglieder bekennen sich zu dem Grundsatz, daß die Aufrechterhaltung des Friedens eine Herabsetzung der nationalen Rüstungen auf das Mindestmaß erfordert, das mit der nationalen Sicherheit und mit der Möglichkeit vereinbar ist, die Ausführung der internationalen Verpflichtungen durch ein gemeinsames Vorgehen zu erzwingen." Die verschiedenen Genfer und anderen Protokolle, die Generalakte, die unterschiedlichen Verträge, sie alle stellen die Notwendigkeit fest, durch Herabsetzung der Rüstungen zur Befriedung der Völker beizutragen. Der sogenannte Kriegsächtungspakt (Kellogg-Pakt) vom 27. August 1928 ist ein Musterrezept für den ewigen Weltfrieden. Die vertragschließenden Staaten (Deutschland, Amerika, Frankreich, Belgien, die Tschechoslowakei, Großbritannien, Irland, Italien, Japan, Polen), „tief durchdrungen von ihrer erhabenen Pflicht, die Wohlfahrt der Menschheit zu fördern, in der Ueberzeugung, daß die Zeit gekommen ist, einen offenen Verzicht auf den Krieg als Werkzeug nationaler Politik auszusprechen, . . . erklären feierlich im Namen ihrer Völker, daß sie den Krieg als Mittel für die Lösung internationaler Streitfälle verurteilen und auf ihn als Werkzeug nationaler Politik in ihren gegenseitigen Beziehungen verzichten." Und im Artikel 2 dieses Vertrages wird erklärt, daß die Regelung und Entscheidung aller Streitigkeiten und Konflikte, welcher Art und welchen Ursprungs sie auch sein mögen, niemals anders als durch friedliche Mittel angestrebt werden soll.

Solcher internationaler feierlichen Versprechungen und Vereinbarungen haben wir bis heute noch oft erlebt. Trotz alledem hat sich aber die Tatsache festgelegt, daß die Kriegsgefahr heute drohender als je besteht. Die nationale Aufputschung und Verhetzung der Völker ist größer denn je, die Aufrüstung der Staaten gewaltiger denn je, die Ausgaben für die Kriegsausrüstungen sind so außerordentlich enorm, daß diese Tatsache als wichtige Ursache zur Verschlechterung der Wirtschaftslage und Verarmung der Menschheit immer wieder gegenseitig festgestellt wird.

Die öfteren Friedensversicherungen der verschiedenen Machthaber wirken unter solchen Verhältnissen so unwahrhaftig und verdächtig, wie die Befürchtungen jenes schuldbewußten Kindes, das deshalb seine Unschuld beteuern will, an die niemand glaubt.

Die Diplomaten und Politiker, die es sich fast zum Beruf gemacht haben, die internationalen politischen Zusammenhänge zu verschleiern, sie täuschen sich und ihre Völker und setzen sich über die Kernfrage mit einer Sicherheit und beruflichen Eleganz hinweg, die erstaunlich ist. Sie lassen sich von den Kriegshandwerklern, den Militärs und den Nutznießern eines jeglichen Krieges — den Waffenfabrikanten — ins Bockshorn jagen und helfen so mit an der Zerstückelung der letzten Friedenssicherheit.

Der Faschismus, der Töter des Friedenswillens, drängt sich an die staatliche Macht und verbindet sich mit den Militärs, seinen geistigen Wahlverwandten. Die verantwortlichen Staatslenker werden in Wirklichkeit von Unverantwortlichen gelenkt. Die Militär- und Rüstungsausgaben wachsen ins Phantastische und diejenigen, die persönlich daran beteiligt sind, die Militärs und Waffenfabrikanten, rasseln mit den Säbeln und lassen von ihren Handlangern die Theorie von Sicherheit und Rüstungsgleichheit plädieren. Sie selber erkämpfen sich immer mehr staatliche Machtpositionen, um sich sicher zu fühlen und ihre Riesenbudgets in den Staatshaushaltsplänen durchzubringen.

Wie sonderbar: Militärs schickt man als Sachverständige zu Abrüstungskonferenzen und diese sollen über die Einschränkung der Rüstungen bestimmen! Als ob man eine Versammlung der Bäcker einberufen würde, um ihnen die Herabsetzung der Brotpreise vorzuschlagen. Wenn Kriegs- und Heeresminister mehr zu sagen haben als Wirtschaftsminister und Arbeitsminister, so wundere man sich nicht, wenn die Staaten aufrüsten.

Das Volk braucht keine Kanonen, es braucht weder Granaten noch Gasmasken, die haben die Militärs und Militaristen nötig und deshalb drängen sie mit solcher Aufsäßigkeit darauf, daß man ihnen diese Ausstattung verschafft. Weil der „Gegner", der „Feind" auch Granaten und Gasmasken hat. Wer ist der Gegner? Der Konkurrent des eigenen Kriegshandwerks von drüben. Und der Rüstungswettstreit ist ja nichts weiter als der Konkurrenzkampf der Militärs und Militaristen. Gefährlich wird dieser Kampf, wenn sich die imperialistischen Quertreiber hineinmischen. Wo man diese imperialistischen Gaunereien und Konkurrenzfeindseligkeiten sich ungestraft austoben läßt, ist der Krieg fertig. Wir haben in Polen einen Gesetzesartikel, der die Aufreizung zu kriegerischen Feindseligkeiten sogar mit Gefängnis ahndet. Man frage unsere Militaristen und Generalstäbler, wieviele von ihnen davon wissen. —

Die größte Gefahr für den Weltfrieden ist gegenwärtig der Faschismus, sind die militärischen Machthaber, die zusammen den imperialistischen Größenwahn großzüchten. Die Gefahrenherde im europäischen Staatengebilde sind wieder willkürlich vergrößert worden. Die Staaten suchen sich Bundesgenossen für den nächsten Krieg zu sichern. Sicherheitsverträge sind ihnen wichtiger als Wirtschaftsverträge. Einer traut dem anderen nicht über die Schwelle und jeder sucht furchtsam und neugierig zu erspähen, ob der „Nachbar" oder der „Feind" oder der „Gegner" schon mehr Kanonen und Gasbomben hat.

Hitler als Verkörperer des deutschen Faschismus hat es noch nötig, „Friedensoffensiven" zu arrangieren, weil das „Dritte Reich" noch nicht genügend aufgerüstet hat, um eine andere Offensive zu wagen. Darüber, daß die Aufrüstung in einem ungeheuren Tempo vorgenommen und diese Offensive vorbereitet wird, darüber dürfte sich heute niemand täuschen.

Mussolini versichert von Zeit zu Zeit daß seine Nation, d. h. seine Schwarzhemden und seine Armee, Gewehr bei Fuß stehen. Manchmal hat man den Eindruck, daß

Allen unseren Lesern

wünschen wir ein

Frohes Weihnachtsfest

Wir verbinden diesen Wunsch erneut mit der Hoffnung, daß unsere Leser uns in dieser schweren Zeit auch weiterhin ihre Treue bezeugen und bei jeder Gelegenheit noch mehr Leser für die „Lodzer Volkszeitung" und Mitkämpfer für die Sache der werktätigen deutschen Bevölkerung hierzulande werben werden.

Redaktion und Verlag der „Lodzer Volkszeitung"

den Drahtziehern für den nächsten europäischen Krieg der Friedensklamauk schon viel zu lange dauert.

Läßt sich der Krieg nicht mehr vermeiden? Wir sind nicht gläubig genug, zu hoffen, daß auf solcher politischen Grundlage, wie wir sie gegenwärtig in Europa haben, das Friedenswerk aufgebaut werden könnte. Solange Kriegsminister das Volk stramm stehen lassen dürfen, solange faschistische Rüpelei und Brutalität sich ungehindert ausbreiten kann, solange die imperialistischen Handelsreisenden ihr gefährliches Gewerbe ausüben dürfen — solange werden wir nicht sicher sein, ob nicht übermorgen ein neuer Weltbrand entfacht wird.

Auf die christlichen Heilsverkünder ist kein Verlaß. Sie haben im Laufe von fast zwei Jahrtausenden gezeigt, wie ernst es ihnen mit der Erfüllung der frohen Botschaft vom „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" war. Sie segnen ebenso fromm ergeben die Kanonen und Schießenden wie die Erschossenen.

Es gibt sogar Aesthèten, die den Krieg zwar ablehnen, aber ihn psychologisch erklären und beweisen wollen, daß es Kriege gegeben hat, solange die Menschheit besteht. Sie wollen den Raub und den Totschlag des primitiven Menschen um den Bissen Fleisch auch für die heutige Menschheit gelten lassen. Ein betrübliches Fazit, wenn kultureller Fortschritt einen kulturellen Totschlag bedingen soll!

Es kommt darauf an, daß der Faschismus gestürzt wird. Je länger es dauert, desto schwerer werden die Folgen für die europäische Kultur sein. Wenn die Massen dies nicht rechtzeitig einsehen, so werden sie, eher oder später, in den nächsten Krieg hineingetrieben, der dann ohne ihre Mitbestimmung entschieden wird. Man rüstet heute in wahnsinniger Wut und Verblendung zum Kriege und jede Seite hofft auf einen Erfolg.

Es kommt darauf an, die Abwehrkräfte gegen den Faschismus zu sammeln, um sie im geeigneten Moment zum Kampf für die Demokratie und zur Sicherung des Weltfriedens einsetzen zu können. Mit dem Bewußtsein dieser historischen Aufgabe wollen wir heute Weihnachten feiern, damit die Weihnachtsbotschaft erfüllt werden kann: Friede auf Erden!

Das ist Faschismus.

Der Staatshaushalt in demokratischen und faschistischen Ländern.

Der Zwang der Regierungen in demokratischen Ländern, ihre Haushaltspläne dem Parlament vorzulegen, ohne dessen Zustimmung die Regierung weder die Steuern und sonstigen Einnahmequellen noch die Ausgaben festlegen kann, sichert dem Parlament und damit dem Volke das Mitbestimmungsrecht über die öffentliche Finanzgebarung. Unzählige Regierungen sind wegen der Budgetdebatte gestürzt worden, scheiterten an der Weigerung der Volksvertreter, entweder der Art der Aufbringung der Finanzmittel oder aber der Verwendung dieser Mittel zuzustimmen. Nicht zu Unrecht sind die Haushaltsdebatten in allen demokratischen Ländern Höhepunkte des politischen Lebens und zugleich Spiegelbild der Demokratie schlechthin. Jedes Jahr wird auf beiden Seiten des Staatshaushaltes bei Einnahmen wie Ausgaben der Kampf zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Industrie und Landwirtschaft, zwischen Aufrüstung und Friedenspolitik ausgefochten. Die Wirtschaftspolitik jedes Landes spiegelt sich im Haushalt ebenso wieder, wie die Handelspolitik, die Außen-, die Sozial-, die Kulturpolitik. Das muß einmal mit aller Deutlichkeit allen denen ins Gedächtnis zurückgerufen werden, die aus dem Zusammenbruch der Demokratie in wichtigen Ländern die falsche Schlußfolgerung ziehen, daß die Demokratie als solche unbrauchbar sei, die oberflächlich unzulängliche und falsche Nutzanwendung der Demokratie als Prinzip der Lebensgestaltung der Völker untauglich sei. Aber ein Instrument ist nicht deshalb schlecht, weil man nicht verstanden hat, es richtig zu benutzen.

Vergleicht man die **Staatshaushalte demokratischer Länder**, die der öffentlichen Kritik standhalten müssen und die Zustimmung der Volksvertreter brauchen, ehe sie in Kraft gesetzt werden können, mit den **Staatshaushalten faschistischer Länder**, so wird sofort deutlich und überzeugend erkennbar, welchen Wert selbst eine nicht immer restlos befriedigende Demokratie gegenüber einem diktatorischen Machtspruch hat. Denn in den faschistischen Ländern bestimmt der Diktator Herkunft und Verwendung der öffentlichen Finanzmittel, ohne jemand anderem als sich selbst (und zum Scheine bestenfalls seinen Paladinen) Rechenschaft ablegen zu müssen. Die Steuerzahler und Staatsbürger werden weder befragt, noch haben sie auch nur das bescheidenste Recht, über ihr Geld mitzubestimmen. Im faschistischen Staat sind sie ausschließlich Objekt eines diktatorischen Machtwillens.

Man braucht nicht den gesamten Staatshaushalt demokratischer Länder gegeneinander gegenüberzustellen, um zu zeigen, was eine demokratische Etatkontrolle zu erreichen vermag oder zutreffender gesagt: verhindert. Es genügt, einige besonders typische Positionen der Haushalte herauszugreifen. Wir stellen bei unserer Untersuchung, die eine Beweisführung ist, deshalb gegenüber: wieviel wird in den demokratischen bezw. faschistischen Ländern aufgewandt A für Polizei, Rechtsschutz und Militär einerseits, und B für Kultur, Bildungswesen und soziale Fürsorge andererseits. Wir verwenden dazu die uns zugänglichen letzten Etatsausweise, deren Zeittermin für jedes Land in Klammern angegeben ist. Dabei ergeben sich folgende Resultate. **Demokratische Länder:** In **Frankreich** (1934) stehen Ausgaben der Gruppe A in Höhe von 12,7 Milliarden Frank solchen von 10,3 Milliarden Frank der Gruppe B gegenüber. **Großbritannien** 1934/35) gibt für Gruppe A 156 Millionen Pfund Sterling und für Gruppe B 377 Millionen Pfund Sterling aus. In den **Vereinigten Staaten** (1932/33) standen 1,5 Milliarden Dollar der Gruppe A 2,9 Milliarden Dollar der Gruppe B gegenüber. **Schweden** (1933/34) veranschlagte für Gruppe A 145 Millionen Kronen, für Gruppe B 686 Millionen Kronen. In **Dänemark** (1933/34f stehen 84 Millionen Kronen der Gruppe A 375 Millionen Kronen der Gruppe B gegenüber. **Belgien** (1933) hat für Gruppe A 1,7 Milliarden Frank und für Gruppe B 3,9 Milliarden Frank ausgegeben. In den **Niederlanden** (1933) war das Verhältnis 161 Millionen Fl. zu 486 Millionen Fl.

Die Haushalte der demokratischen Länder haben also wenn auch mit beachtenswerten Unterschieden, eins gemeinsam: die Ausgaben für Kultur, Bildungswesen und Sozialpolitik, also Ausgaben, die dem gesamten Volke und vorzugsweise besonders den ärmsten Bevölkerungsschichten zugutekommen, übertreffen bei weitem die Ausgaben, die für Polizei und Militär aufgewandt werden. Vergleichen wir damit die **faschistischen Länder**: **Italien** (1932/33) gab für Gruppe A 7,6 Milliarden Lire aus, für Gruppe B dagegen nur 3,8 Milliarden Lire. **Oesterreich** (1934) veranschlagte für A 240 Millionen und für Gruppe B 126 Millionen Schilling. **Bulgarien** (1932/33) gab für Gruppe A 1,7 Milliarden und für Gruppe B 1,1 Milliarden Lewa aus. **Litauen** (1932) verausgabte für Gruppe A 74 und für Gruppe B 47 Millionen Lats. **Polen** 1933/34) hat für Gruppe A 1,1 Milliarden und für Gruppe B 426 Millionen Zloty veranschlagt. In **Portugal** (1931/32) war das Verhältnis 633 zu 288 Millionen Escudos. In **Spanien** (1934) ist es 963 Millionen zu 745 Millionen Peseten. **Ungarn** (1933/34) veranschlagte für Gruppe A 2[illegible] und für Gruppe B 146 Millionen Pengö. **Rumänien** (1933/34) stellt 7,9 Milliarden Lei für Gruppe A nur 4,6 Milliarden Lei für Gruppe B gegenüber. Bleibt schließlich das faschistische **Hitler-Deutschland**, wo man aus einem raffiniert aufgemachten und nur sehr lückenhaft veröffentlichten Staatshaushalt für 1934/35 herausfinden kann, daß mindestens 1,6 bis 2 Milliarden Mark Ausgaben, die zur Gruppe A zu rechnen sind, etwa 900 Millionen Mark für Gruppe B gegenüberstehen dürften.

Die Gegenüberstellung beweist also eine Tatsache mit aller Eindeutigkeit: die faschistischen und halbfaschistischen Staaten, deren Haushalt keiner demokratischen Kontrolle unterliegt, deren Machthaber keine öffentliche Rechenschaft abzulegen haben, vernachlässigen Kultur- und Bildungsfragen ebenso wie die soziale Fürsorge für die Arbeiterklasse in einem ungeheuerlichen Umfang zugunsten einer Machtpolitik, für die auf Kosten der arbeitenden Schichten Millionen und Abermillionen für Milizen, Aufrüstung, Kriegsvorbereitung vergeudet werden! Vermerken wir dazu ausdrücklich, daß die angegebenen Zahlen nur diejenigen Summen erfassen, die aus den offiziellen Ausweisen der Staaten zusammengestellt werden können. Niemand wird der naiven Auffassung sein, daß damit der wirkliche Sachverhalt zum Ausdruck kommt. Die Zahlen sind absolute Mindestsummen, davon sind auch die demokratischen Länder nicht ausgenommen. Allerdings: je totaler im faschistischen Sinne die herrschenden Machthaber sind, desto größer sind auch die unsichtbaren Summen. Man kann, ohne Gefahr zu laufen, aussprechen, daß die geheimen Aufrüstungsfonds der faschistischen Länder um ein vielfaches die getarnten Fonds der demokratischen Länder für diese Zwecke übersteigen.

Auf eine wichtige Tatsache muß in diesem Zusammenhang noch hingewiesen werden. Das demokratische Recht der Budgetbewilligung und Budgetkontrolle zwingt zur Aufstellung ausgeglichener Budgets. In den demokratischen Ländern sind dauernd stärkste Kräfte wirksam, die eine leichtsinnige Verschuldung des Staates hemmen, wenn nicht sogar verhindern. Kommt der Haushalt im Laufe eines Jahres dennoch aus dem Gleichgewicht, was als Krisenfolge in fast allen Ländern der Fall war, so muß das Defizit im nächsten Jahre abgedeckt bezw. die Schuld des Staates durch langfristige Anleihen konsolidiert werden. Das Fehlen der demokratischen Kontrolle in den faschistischen Ländern ist eine der Ursachen für die rapide Verschuldung der faschistischen Staaten bis zur völligen Zerrüttung der Staatsfinanzen, deren Auswirkungen die Arbeiterklasse noch weit brutaler treffen, als die augenblicklichen Maßnahmen der Faschisten.

Am Scheinwerfer.

Journalistische Stinkbomben.

In der „Freien Presse" vom 18. Dezember läßt der Hauptschriftleiter dieser Zeitung an leitender Stelle unter dem Titel „Vom Tage" eine mit seinen „Initialen" A. K. versehene „Kritik" der sowjetrussischen Kunst abdrucken, die sowohl forminhaltlich wie zweckentsprechend jenen Stinkbombenwürfen gleicht, die gewisse Leute als Demonstration gegen eine Kunstrichtung handhaben. Ueber den eingeleiteten Kulturaustausch zwischen Polen und Sowjetrußland regt er sich auf, weil dieser Austausch „uns nicht nur keinen Gewinn, sondern im Gegenteil Schaden bringt". Er „verreißt" nacheinander das sowjetrussische Theater, die Poesie, Graphik, das Lichtbild, die Gebrauchsgraphik und fällt dann über den sowjetrussischen Film her. Den russischen Filmimport nennt Herr A. K. „direkt gefährlich". Er regt sich darüber auf, daß der „Großteil" des Publikums, besonders das „auf den teuren Plätzen" die gewiß nicht schlechten Sowjetfilme „wie rasend" mit Beifall begrüßt und sich wie toll gebärdet. Da z. Zt. in mehreren Lodzer Kinos sowjetrussische Filme gezeigt werden, ist Herr A. K. so vorsichtig, weder den Titel des „gefährlichsten" Films, noch den Namen des Kinos zu nennen, und zwar mit Rücksicht auf die Anzeigenplantage seiner Zeitung, da Kinoanzeigen, auch wenn sie „gefährliche" Bolschewikenfilme in der eigenen Zeitung propagieren, gewiß ein gutes Geschäft sind. Man liest jedoch zwischen den Zeilen, da es sich um den Tscheluskin-Film, der im Europa-Kino gezeigt wurde und die Zuschauer zu „rasendem Beifall" hinreißt. Die ganze Expedition und die heldenmütige Rettung der Verunglückten Expeditionsteilnehmer, deren tragisches Schicksal die ganze Welt in atemlose Spannung versetzte (Die Bilder wurden alle an Ort und Stelle aufgenommen), all das und der begeisterte Empfang der Geretteten in Moskau ist für A. K. „nur eine Maske, hinter der sich die Teufelsfratze der bolschewistischen Großpropaganda verbirgt". Danach war auch die Rettung der faschistischen Nobile-Expedition durch dieselben Bolschewiken nichts anderes, als eine „Teufelsfratze der bolschewistischen Großpropaganda"! Aber Herr A. K. gibt sich mit seiner „kunsthistorischen Entdeckung" nicht zufrieden. Er denunziert sogar und ruft nach den Behörden.

> „Wir danken für eine derartige „Kultur-Propaganda, die den Zweck hat, Polen von innen zu unterhöhlen.
>
> **Wir verlangen von den Behörden, daß sie ihre den Bolschewismus ablehnenden Bürger vor derMöglichkeit bewahren, lärmenden Demonstrationen der Verherrlicher der sowjetrussischen Blutherrschaft nicht nur beiwohnen, sondern auch noch dafür bezahlen zu müssen. Videant consules!"**

Da kriecht der Spießer, der Pfahlbauer in den Kunstladen und wenn er dafür bezahlen soll, schreit er: ich will mein Geld zurück. Die Behörden sollen ihm dazu verhelfen! Er wirft journalistische Stinkbomben um sich und will damit Eindruck schinden. Und solche Leute wollen als „Kunstkritiker" ernst genommen werden, die ihre eingeklemmten Affekte auf so schofle Art abreagieren wollen, die sich über ein Buch des Sexualforschers Hirschfeld öffentlich aufregen und am nächsten Tage in derselben Zeitung, sogar auf der ersten Seite für einen Film mit „100prozentiger Sinnlichkeit, 100prozentigerErotik" Propaganda, freilich bezahlte, machen.

Videant consules! Jawohl, die Konsuln sollten dafür sorgen, daß die Oeffentlichkeit von solchen Stinkbomben verschont bleibe!

Blüten der „Rassenforschung"

Einer deutschen Schrift über „Neue Grundlagen der Rassenforschung" — Verfasser: Hermann Gauch, Verlag Adolf Klein (Leipzig) — entnehmen wir folgende gewiß bemerkenswerte Ausführungen:

„Der nichtnordische Mensch nimmt eine Zwischenstellung zwischen Nordischem (Gauch schreibt immer des „Nordischen" Menschen mit großem, den „nichtnordischen" mit kleinem Anfangsbuchstaben. Die Red.) Menschen und den Tieren, zunächst den Menschenaffen, ein. Er ist darum kein vollkommener Mensch, er ist so überhaupt kein Mensch im eigentlichen Gegensatz zu dem Tiere, eben nur ein Uebergang dazu, eine Zwischenstufe.

Wo in einem Körperteil die eine Rassenform nordische Merkmale hat, zum Beispiel die ostbaltischen blauen Augen, die dann auch bei Tieren vorkommen können, wie zum Beispiel bei den weißen Gänsen, da hat eine andere Rassenform wieder nichtnordische Merkmale. So eignet ein einzelnes Merkmal nicht allen Menschen gleich, zum Beispiel das Sprachvermögen eignet auch Vögeln und das Fehlen des Selbstbewußtseins auch dem Mongolen. So würde sich auch nur in einem einzigen Merkmal ein Gemeinbegriff Menschheit nicht rechtfertigen lassen. Das eine oder das andere Tier hat sogar wieder Nordische Merkmale, wie der Hund die Treue, die der nichtnordische Mensch nicht hat . . .

In keinem Merkmal unterscheidet sich der Nordische Mensch vom Affen, worin er sich nicht auch vom nichtnordischen unterscheiden würde, und in keinem vom Nichtnorden, worin nicht auch vom Affen."

Hat man jemals krauseres Zeug gehört? Der **nichtnordische** Mensch ist wohl Mensch, aber eigentlich ist er auch kein Mensch, er ist nur ein Zwischenstadium. Da kommt dae Gans mit den blauen„ nordischen Augen" und der Hund mit seiner Treue schon besser weg. Das sind zwar richtige Tiere, aber sie haben doch wenigstens „nordische Merkmale". Man möchte nur wissen, worin sich der Verfasser vom „nichtnordischen Zwischenmenschen" unterscheidet. Er rechnet sich ja auch zu den „Norden", und da er behauptet, daß sich der „Nordische Mensch" in keinem Merkmal vom Affen unterscheidet, ist manches zu verstehen.

Stalins Kampf gegen die Opposition

Die Verhaftung Sinowjews und Kamenews amtlich bestätigt. Sie wurden zur Verbannung verurteilt.

Moskau, 23. Dezember. Erst nach den von privater Seite erfolgten Meldungen wird jetzt amtlich bestätigt, daß die bekannten Kommunisten **Sinowjew** und **Kamenew** im Zusammenhang mit der Ermordung des Parteibezirkssekretärs des Leningrader Bezirks Kirow am 16. Dezember **verhaftet** worden sind. Da aber, so heißt es in der amtlichen Meldung weiter, die Untersuchung **keine ausreichende Beweise** für ihre Beteiligung an dem Mord ergeben hat, werden sie nicht vor ein Gericht gestellt werden. Die Angeklagten werden vielmehr einem Sonderausschuß überwiesen, der die Frage einer **Verbannung** Sinowjews und Kamenews auf dem Verwaltungswege zu prüfen hat.

In gleicher Weise soll gegen die verhafteten Parteimitglieder Federow, Safarow, Waldin, Salutzki und Jewdominow verfahren werden. Dagegen kommen acht andere Parteimitglieder: Scharow, Kuklin, Faiwilowicz, Basajew, Gorszenin, Bulach, Gertin und Kostina vor Gericht.

In Leningrader Parteikreisen herrscht Aufregung im Zusammenhang mit den Maßnahmen gegen die Verschwörer. Ehemalige Anhänger Sinowjews und Trotzkis versuchen, sich durch Bekundung ihrer Treue zu Stalin zu sichern. Auch au sanderen Städten der Sowjetunion wird ähnliches gemeldet.

Die erneute Verhaftung von Sinowjew und Kamenew, ihre Aechtung durch die Parteipresse, die Anklageerhebung gegen 14 Verschwörer in Leningrad und 16 in Moskau, die sämtlich ehemalige Parteimitglieder sind und zum Teil wieder in die Partei aufgenommen wurden, alle diese Fälle sind Ereignisse von großer Bedeutung im Kampfe gegen die linksgerichtete trotzkistische und die rechtsgerichtete bucharinische Opposition.

Moskau, 23. Dezember. Von den verhafteten 15 Führern der ehemaligen Sinowjew-Opposition sind 7, darunter Sinowjew und Kamenew, durch administrativen Spruch zur Verbannung verurteilt worden.

Polnisches Entgegenkommen gegenüber Frankreich

Bevorstehende Haftentlassung der Zyrardower Direktoren. — Die Kaution von 7 Millionen auf 250 tausend Zloty ermäßigt.

Die Warschauer Gerichtsbehörden beabsichtigen, wie verlautet, nunmehr die beiden seit geraumer Zeit verhafteten französischen Direktoren der Zyrardow-Werke, Caen und Vermeer, gegen eine Kaution von 250 000 Zloty auf freien Fuß zu setzen. Die Kaution soll durch Eintragung einer Hypothek hinterlegt worden sein, die die Verwandten der Verhafteten angeboten haben.

Das Entgegenkommen der Gerichtsbehörden ist sehr bemerkenswert, da noch vor wenigen Wochen von den polnischen Behörden für die Freilassung der beiden Direktoren eine Kaution von 7 Millionen Zloty gefordert worden ist. Ohne Zweifel haben bei der Herabsetzung der Kautionsforderung **politische Erwägungen** mitgesprochen, da die Zyrardow-Affäre und die Verhaftung der französischen Direktoren seit Monaten eine starke Belastung der Stimmung zwischen Polen und Frankreich bildeten.

Erst am Freitag hat der französische Ministerpräsident **Flandin** in der Kammer die französische Erregung über den Fall Zyrardow erkennen lassen. Flandin sagte dabei, die Freilassung der beiden Direktoren würde kein Gnadenakt, sondern ein Akt der Gerechtigkeit sein, der die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Polen festigen würde.

Zu Flandins Erklärung, daß er die befreundete und verbündete Regierung nicht kritisieren wolle, schreibt die halboffiziöse „**Gazeta Polska**": Auch in Warschau wolle man die französische Regierung nicht kritisieren Aber die Wahrheit müsse beachtet werden. Und in der Aussprache in der französischen Kammer über die Zyrardower Angelegenheit habe die notwendige Genauigkeit gefehlt. Es sei ungenau, wenn dort behauptet worden sei, daß Polen gegen die ausländischen Geschäfte vorgehe. Flandin sei offenbar falsch unterrichtet. In Polen vertrete man weder ausländisches Kapital noch ausländische Arbeiter, wohl aber wehre man sich gegen Spekulationsgeschäfte und gehe gegen gewöhnlichen Diebstahl vor. Die „Gazeta Polska" wünscht, daß ihre Erklärung in Frankreich Gehör finde, wo man sich ein falsches Bild von Polen mache — auf Grund der Verfehlungen eines Spekulanten, dessen unehrliche Gewinne aufgehört hätten.

Schuldenmoratorium für den Fürsten Potocki.

Das Warschauer Bezirksgericht gewährte dem Grafen Maurycy Potocki, der große Güter in der Nähe von Warschau besitzt, bis Juli 1936 ein Moratorium für seine Schulden in der Höhe von vier Millionen Zloty. Dagegen lehnte das Gericht den Antrag Potockis ab, ihn selbst zum Verwalter der Güter zu belassen, sondern bestimmte den Präsidenten des landwirtschaftlichen Schiedsamtes zum Verwalter.

Weihnachtsamnestie in Oesterreich.

Wien, 23. Dezember. Heute wurde hier eine große Amnestie des Präsidenten Miklas veröffentlicht, auf Grund welcher gegen 2000 Personen, die am Februar-Aufstand teilgenommen haben, das Strafverfahren eingestellt wird. Angeblich sollen alle im Zusammenhang mit den Februarkämpfen schwebenden Strafverfahren noch in diesem Jahre vollkommen liquidiert werden. Ueberdies ist allen wegen politischen Vorgehen verurteilten Personen der Rest der Strafe erlassen worden, wenn sie die Hälfte derselben bereits verbüßt haben.

Die Saar-Abstimmung.

Die Abstimmungskommission im Saargebiet ist gegenwärtig eifrig damit beschäftigt, die Einzelheiten für die Durchführung der Volksabstimmung zu beraten und vorzubereiten. Eine große Karthotek ist eingerichtet worden, um nach einem bis ins kleinste durchdachten System die Abstimmungskarten sämtlicher Abstimmungsberechtigten alphabetisch zu ordnen. Hierdurch wird gleichzeitig erreicht, Doppeleintragungen festzustellen und durch nochmalige Rückfrage bei den zuständigen Gemeindeausschüssen zu berichtigen.

Die etwa 552 000 Abstimmungsberechtigten werden Abstimmungsausweise erhalten. Die 83 Abstimmungsbezirke werden sich aus 860 Einzelwahllokalen zusammensetzen. Auf jedes Wahllokal sollen ungefähr 650 Abstimmungsberechtigte entfallen. Den Vorsitz jedes Wahllokals führt ein Ausländer. Es werden hierzu etwa 960 Vertreter neutraler Länder, meist Holländer und Schweizer, erwartet.

Nach Abschluß der Wahlhandlungen werden die Urnen versiegelt und im Beisein und unter Ueberwachung der an der Abstimmung interessierten Parteien zur Bürgermeisterei, also jeder der 83 Abstimmungsbezirke gebracht, wo sie einer besonderen Empfangskommission, zusammengesetzt aus Neutralen und Saarländern, übergeben werden, die für den Weitertransport nach Saarbrücken zu sorgen hat. Hier wird die Zählung durch 50 bis 60 gleichzeitig arbeitenden Gruppen von je drei Neutralen unter der Aufsicht der Abstimmungskommission und noch einzuladender Abordnungen Deutschlands und Frankreichs erfolgen.

Aller Voraussicht nach werden zunächst keinerlei Einzelergebnisse der Abstimmungsbezirke bekannt gegeben. Wenn das Endergebnis ermittelt ist, wird es zunächst telephonisch nach Genf gemeldet und dann gleichzeitig dort und in Saarbrücken zusammen mit den Einzelergebnissen veröffentlicht.

Die internationalen Truppen sämtlich eingetroffen.

Saarbrücken, 23. Dezember. Die internationalen Polizeitruppen sind nunmehr sämtlich im Saargebiet eingetroffen und von der Bevölkerung mit würdiger Zurückhaltung empfangen worden. Auffallend war, daß selbst die eintreffenden Tanks beim Abmarsch in die Quartiere von einer starken saarländischen Polizeieskorte gesichert wurden.

Entlassung der Emigrantenpolizei deutscherseits gefordert.

Neustadt, 23. Dezember. Der Saarbevollmächtigte des Reichskanzlers Bürckel hat unter dem 22. Dezember dem Präsidenten der Regierungskommission in Saarbrücken ein Schreiben zugehen lassen, in dem er jetzt, nach dem Eintreffen der internationalen Tuppen, die Entlassung der bei der Polizei im Saargebiet tätigen deutschen Emigranten verlangt.

Nahrungsmittelvergiftungen in Yorkshire.

In dem englischen Bergarbeiterstädtchen Haltby (Grafschaft Yorkshire) sind infolge einer Nahrungsmittelvergiftung über 50 Personen erkrankt, davon 23 so schwer, daß sie in Krankenhäuser gebracht werden mußten. Die Zahl der Erkrankten nimmt noch zu. Die in Frage kommenden Lebensmittel wurden chemisch untersucht, aber **bisher hat sich der Erreger der Vergiftungen noch nicht feststellen lassen.**

Aus Welt und Leben.

Flugzeug mit 6 Insassen untergegangen

Aus Mexiko-Stadt wird gemeldet: Ein am Freitag mittag in La Paz (Niederkalifornien) nach Mazatlan gestartetes Verkehrsflugzeug mit sechs Insassen, darunter einem Säugling, ist verschollen und dürfte anscheinend das Opfer eines Unglücks geworden sein. Der Apparat mußte auf dem Meere niedergehen. Dort wurde er auch von einem nach ihm suchenden Flugzeug gefunden. Die daraufhin ausgelaufenen Rettungsschiffe konnten aber ebenso, wie das später noch einmal gestartete Suchflugzeug, nichts mehr von dem Flugzeug entdecken. Die Maschine war ein mit Schwimmern versehenes Flugzeug. Man nimmt an, daß die Schwimmer bei der Landung brachen und das Flugzeug unterging.

Straßenbahnunglück fordert 9 Tote.

Am Sonnabend ereignete sich bei Murrhardt infolge Zusammenstoßes der Personenzüge Hessenthal—Stuttgart und Stuttgart—Nürnberg ein schweres Eisenbahnunglück, das bisher 9 Todesopfer forderte. Beim Unglück erlitten sofort 6 Personen den Tod; 15 Personen wurden schwer verletzt und eine größere Anzahl leicht. Von den ins Krankenhaus gebrachten Schwerverletzten starben drei, so daß sich die Zahl der Toten auf 9 erhöht hat.

Korsische Blutrache?

In einem Pariser Nachtlokal gab es in der Nacht zum Sonntag eine Revolverschießerei. Drei Personen, darunter ein fünfjähriges Kind, wurden schwer verletzt; das Kind ist seinen Verletzungen erlegen. Es scheint sich um die Austragung einer korsischen Blutrache zu handeln, denn ein Korse verließ nach der Schießerei, deren Verlauf nicht richtig beobachtet werden konnte, überstürzt das Lokal, wodurch er sich verdächtig machte. Bei der Verhaftung bestritt er, irgend etwas mit dem Vorfall zu tun zu haben.

Auch in einem Lyoner Cafehaus kam es in der gleichen Nacht zwischen 10 Personen zu einer Schießerei. Ein Maurer wurde dabei durch einen Herzschuß niedergestreckt. Die Beweggründe der Schießerei konnten bisher nicht geklärt werden.

Aus dem Reiche.

Ein Opfer der Berge.

Gestern unternahm ein gewisser Szamotulski aus Berlin im Tatragebirge ohne Begleitung eine Bergtour. Infolge der Glätte stürzte er vom Felsen Swistowka und erlitt den Tod auf der Stelle.

Todessprung einer Geisteskranken.

Die in Kalisch, Piaskowa 5, wohnhafte 20jährige Kajla Lewin, die geisteskrank ist, sprang in einem unbewachten Augenblick aus dem Fenster des dritten Stockwerkes. Das Mädchen erlitt den Tod auf der Stelle. (a)

Petrikau. Festnahme eines gefährlichen Einbrechers. Die Kreise Petrikau und Radomsko wurden seit längerer Zeit durch einen frechen Einbrecher unsicher gemacht, der überall ganz unerwartet auftauchte und Einbrüche und Diebstähle durchführte. Trotz schärfster Nachforschungen konnte der Einbrecher erst jetzt in der Person des Landwirts Bronislaw Szymaniak aus dem Dorfe Kensie, Gemeinde Kamiensk, Kreis Petrikau, festgestellt werden. Szymaniak hatte auf seinem Anwesen einen besonderen Schuppen erbaut, wo er das Diebesgut unterbrachte. Er wurde festgenommen. (a)

Verlagsgesellschaft „Volkspresse" m.b.H. — Verantwortlich für den Verlag: Otto Abel. — Hauptschriftleiter: Dipl.-Ing. Emil Zerbe. — Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Otto Heike. — Druck: «Prasa» Lodz, Petrikauer 101

Der Kampf um die Saar.

Laut Völkerbundbeschluß ist die im Versailler Vertrag vorgesehen gewesene Abstimmung der Saarländer über ihre eventuelle Rückkehr zu Deutschland auf den 13. Januar 1935 festgesetzt worden.

Das jetzt so heiß umstrittene Saarland ist ein ausgesprochenes Industriegebiet, das nur 1912 Quadratmeter umfaßt und in dem die Mehrzahl von den 840 000 Einwohnern Arbeiter und zumeist in der Schwerindustrie beschäftigt sind. Das Land ist reich an Bodenschätzen, vor allem an Kohlen und Erzen. Danach richtet sich auch die Industrie. Landwirtschaft wird nur wenig betrieben.

Der Charakter des Landes und seiner Bevölkerung ist deutsch. Beide, Land und Volk, haben das Grenzschicksal seit fast 1000 Jahren erlitten und getragen. Sie werden es auch weiter tragen müssen, denn es ist eben das Schicksal des Grenzlandes. Wiederholt kam das Land wie überhaupt die Länder am Rhein, unter französische Herrschaft. Ja die Landesherren dieser Landschaft hat en sich wiederholt selber vom alten Reich losgelöst und sich mit Frankreich gegen dieses verbunden, wozu der Umstand hinzukam, daß das westliche Reich größtenteils der spanischen Linie der Habsburger gehörte. Offiziell war das jetzige Saargebiet (zusammen mit größeren Landstrichen) 1680—1697 und 1792—1815 unter französischer Herrschaft.

Damit wollten die Franzosen ihr Recht auf Annexion des Saarlandes nach dem Weltkriege beweisen und sie haben schon zu Anfang des Krieges die „Zurückeroberung" des Saarlandes mit in ihr Kriegsprogramm aufgenommen. Die Bedingungen des Waffenstillstandsabkommens vom 11. November 1918 enthalten als erste Bedingung die Zurückziehung der deutschen Truppen innerhalb von 15 Tagen nicht nur aus dem besetzten französischen und belgischen Gebiet, sondern darüber hinaus bis zur Saarlinie von Saarbrücken bis Saarlouis, also eine Grenzregulierung, in der die Annexion des Saar- und Pfalzgebietes bis zur Linie Trier—Speyer inbegriffen ist. Daß Frankreich nicht das ganze gewünschte Gebiet erhalten hat, ist nur der Ablehnenden Haltung der Engländer und Amerikaner zu verdanken, die ja unter solchen Bedingungen leer ausgingen. Mitte November beginnt der Rückmarsch der deutschen Truppen durch das Saargebiet, am 21. vormittags verlassen die letzten deutschen Soldaten Saarlouis, einige Stunden später marschieren die Franzosen ein, am nächsten Tage sind sie in Saarbrücken, am 23. halten sie offiziellen und feierlichen Einzug. Eine Bekanntmachung Marschalls Fochs erklärt, daß die militärischen Behörden der Alliierten die Befehlsgewalt übernommen haben, die unbedingten Gehorsam der Bevölkerung verlangen. Bis zur Unterzeichnung des Friedensvertrages von Versailles am 28. Juni 1919 vergeht für die Saarländer eine lange bange Zeit, in der um sie, um ihr Land und um ihre Arbeitsstätten geschachert wird. Erst am 4. Mai liegt die erste offizielle Fassung eines Saarstatuts vor, das die Saargruben als Entschädigung für die Vernichtung der Kohlengruben in Nordfrankreich durch die deutschen Kriegsoperationen Frankreich übereignet, das Saargebiet für 15 Jahre unter Völkerbundsverwaltung stellt und nach 15 Jahren eine Abstimmung der Bevölkerung vorsieht, ob diese zu Frankreich oder zu Deutschland gehören oder weiterhin unter Völkerbundsverwaltung bleiben wollen. Die anfängliche Forderung Frankreichs, daß die Abstimmung ohne Einfluß bleiben solle, wenn Deutschland nach Ablauf der 15 Jahre die Saarkohlengruben nicht zurückkaufen könne, wurde auf den Protest der deutschen Friedensdelegation hin von den Alliierten schließlich abgelehnt.

Am 13. Februar 1920 beschloß der Völkerbund bei seiner Zusammenkunft im Palais St. James zu London eine internationale Regierungskommission für die Verwaltung des Saargebiets einzusetzen. Diese Kommission, zu deren Mitgliedern Staatsrat Rault (Franzose), Alfred v. Boch, Landrat (Saarländer), Major Lombert (Belgien) und Graf vo. Moltke-Huitfeldt (Däne) ernannt wurden, übernahm am 26. Februar 1920 offiziell die Regierungsgeschäfte mit dem Sitz in Saarbrücken. Der Oberste Gerichtshof hat seinen Sitz in Saarlouis. Sämtliche Gerichtsurteile ergehen im Namen der Regierungskommission

Vor einigen Monaten wurde, da die 15jährige Frist abgelaufen war, vom Völkerbund als Abstimmungstag der 13. Januar 1935 festgesetzt. Zur Vorbereitung und zur Durchführung der Abstimmung wurde eine internationale Abstimmungskommission eingesetzt, der angehören: Victor Heary (Schweiz), de Jong (Niederlande) und Allan Rhode (Schweden). Als Bevollmächtigter Deutschlands für das Saargebiet fungiert Joseph Bürckel.

Die Bevölkerung der Saar, vor allem die Arbeiterschaft, hat die Lostrennung vom Reich von Anfang an als ein ihnen und dem Reiche zugefügtes Unrecht angesehen. Politische und soziale Streiks, Kriegsgerichtsdrohungen, Ausnahmezustand, Verbannung und Gefängnis haben die Saarländer auf sich genommen und sind Deutsche geblieben. Sie haben aber mit Bangen auf die Entwickelung geschaut, die die politischen Ereignisse in den letzten Jahren genommen hatten. Die Errichtung der Hitlerdiktatur, die Zerschlagung der sozialen und gewerkschaftlichen Errungenschaften der deutschen Arbeiter, der Betrug und der Verrat der sozialistischen Ideen durch die „Nationalsozialisten", der offene Raub des Arbeitervermögens, die Einkerkerung und Ermordung so vieler Arbeiter, die völlige Unterdrückung der Willens- und Gewissensfreiheit im „Dritten Reich" — *alles das und zuletzt noch die Greuel des* 30. Juni haben die Saarländer daran denken lassen, daß es ihnen ähnlich ergehen würde, wenn sie sich dem „Dritten Reich" in die Arme werfen. Daraus erwächst für so viele, wohl für die meisten Saarländer, ein fast tragisches Geschick: Mit ganzem Herzen sind sie bei dem deutschen Volk und doch verurteilen und verabscheuen sie das Hitlerregime und wenn sie sich am 13. Januar 1935 werden entscheiden müssen, so werden sie diese Entscheidung nach reiflicher Ueberlegung tun.

An und für sich ist es schon tragisch, daß es überhaupt einen Abstimmungskampf im Saarlande gibt. Den Kampf, der gegenwärtig schon mit erbitterter Leidenschaft geführt wird, hat das „Dritte Reich" gebracht. Der Nationalsozialismus hat es in so kurzer Zeit seines „Herrschens" dazu gebracht, daß das deutsche Volk des Saarlandes aufgespalten ist und daß sich ein großer Teil dagegen sträubt, ins „Dritte Reich" eingeschaltet zu werden. Sie sind für Deutschland aber gegen Hitler.

Für die Abstimmenden kommen ja nur zwei Möglichkeiten in Betracht: Anschluß oder status quo, d. h. die Belassung des jetzigen Zustandes. Im Völkerbundrat wurde letztens zum Ausdruck gebracht, daß eine zweite Abstimmung stattfinden könne, wenn die Abstimmung vom 13. Januar zur Belassung des jetzigen Zustandes führen sollte und die Saarländer später den Wunsch haben werden, zu einem freien Deutschland zurückzukehren. Das Selbstbestimmungsrecht der saarländer Deutschen ist somit auch für die Zukunft garantiert, wenn sie es vorziehen, dem „Dritten Reich" fernzubleiben.

Bei anderen, sagen wir demokratischen Zuständen in Deutschland wäre die Abstimmung heute gar kein Problem. Es würden selbstverständlich alle Deutschen für den Anschluß an Deutschland stimmen. Heute ist aber der Kampf an der Saar im vollen Gange. Es gibt zwei große Fronten: die „deutsche Front" der Hitleranhänger und die „Saarfront" der vereinigten sozialistischen und kommunistischen Arbeiter. Hinzugekommen ist erst vor einigen Tagen die neue Kampfpartei der saarländischen Katholiken, die konfessionell 74 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Es ist dies der „Deutsche Volksbund für christlich-soziale Gemeinschaft", deren Kampfparole lautet: Für Christus gegen Hitler.

Es ist heute noch verfrüht, Wahlergebnisse zu prophezeien. Der Einfluß des „Dritten Reiches", das sich ganz und ausschließlich auf die Saarpropaganda eingestellt hat, ist sehr stark. Der moraliche und der wirkliche Terror der Nazis auf das öffentliche Leben der Saar ist groß. Dabei sind es gerade die größten Schreier *unter* den Nazis, die schon 1918 und später untertänige Gesuche um Zuerkenung der französischen Staatsbürgerschaft geschrieben haben. Die Geschäftemacher wollen eben zu jeder Zeit die Gelegenheit ausnutzen. Wenn sie denken, sie machen ein gutes Geschäft als Franzosen, werden sie Franzosen, gelingt ihnen ein solches als Deutsche, werden sie schnellstens wieder Deutsche. Arbeiter wird man unter diesen Chamäleons wenige finden, es sind diejenigen, die etwas zu verlieren fürchten oder etwas gewinen wollen mit ihrer Volkszugehörigkeit.

Der deutsche Arbeiter an der Saar ist deutsch und will deutsch bleiben, er will aber nicht Sklave einer Partei werden, die sich Staat nennt.

Schon bei der letzten Volksbefragung hat das Rheinland, wo Arbeiter und Katholiken in der Mehrheit sind, die meisten Neinstimmen geliefert. Hitler kann am 13. Januar eine Ueberraschung erleben, die bestimmend sein wird für das „Dritte Reich".

Abessinien frei!

Von L. G. Huyn

Wir entnehmen das folgende Kapitel aus dem im Verlag von Scheba (Prachatitz) erschienenen interessanten Reisebuch „Als ich durch Abessinien reiste" von L. G. Huyn.

„Hör mal, Wolde, ist es wahr, daß sich deine frühere Frau Sinke mit Haile, diesem alten Halunken, verheiratet hat?" „Warum nicht? Was geht mich das an? Steht es denn nicht schon in der Schrift, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei?"

„Uebrigens, Wolde, wie kannst du unsere Fürsten verstehen, die sich kirchlich durch den „Kes" (Priester) trauen lassen, und dann lebenslänglich an ihre Frau gefesselt sind? Es mag dies ja eine sehr fromme und Gott wohlgefällige Tat sein, aber — die Zeiten und die Menschen ändern sich. Wie kann also jemand auf viele Jahre im voraus sagen, ob er dann seine Frau noch gerne haben wird? Ob diese dagegen in der Zukunft das Haus genau so treu versorgt wie am ersten Tag, genau so fleißig sein wird, wie bei ihrem Eintritt? — Nun ja — die großen Herren können sich leicht helfen, was für uns arme Beamte und Zöllner nicht so einfach ist. Haben sie doch einen ganzen Haufen Sklaven und — Sklavinnen, von denen jede einzelne froh ist, wenn der Herr sie nur irgendwie beachtet. Da wird eben die gut kirchlich angetraute Frau etwas in die Ecke gestellt oder zeitweise zu Verwandten geschickt, und man kann sich mit einem hübschen, hellhäutigen Gallamädel entschädigen. Die Frau selbst wird — fern von ihrem Mann — auch wissen, was sie zu tun hat."

„Aber du, Gabri, was ist mit dir; man munkelt, daß du Workenisch heiraten willst. Ist das wahr? So viel Geld wie du im Boden an harten Talern vergraben hast, ja, das hilft über dein Alter hinweg, das ist besser als meine Jugend. Was beneide ich dich um Workenisch, mit ihrem glattgeschorenen Haarwirbel, dem Zeichen der Jungfernschaft!"

„Sei ruhig, Wolde, warum willst du mit mir Streit beginnen? Du meinst, dies alles sei so einfach, und doch ist dem nicht so. Weißt du, was der Vater für Workenisch verlangt? Dem heiligen Mikael sei es geklagt, er ist in seiner Habgier unersättlich! Fünf fette Ochsen soll ich ihm geben, dazu noch zweihundert harte Taler. Aber auch damit ist es noch nicht zu Ende, auch Workenisch selbst verlangt ihr Teil. Zur Hochzeit ein „sazgar" (paßgängerisches) Maultier, drei neue Kleider, hundert Taler und außerdem habe ich noch für das Hochzeitsmahl zu sorgen. Du weißt, ich darf mich bei dieser Gelegenheit nicht lumpen lassen, du weißt aber auch, welche Unmengen von rohem und gebratenem Fleisch, wieviel Körbe Injera (Brotfladen) in die Mägen der Gäste hineingehen, ehe sie bis zum Platzen gefüllt sind! Wie war es aber bei dir, lieber Wolde, als du Sinke zu dir genommen hattest?"

„Was, Gabri, du chennst diese Geschichte nicht? Nun, so will ich sie dir erzählen. Wie du weißt, war ich vorher schon dreimal verheiratet gewesen, die erste meiner Frauen hatte mir sogar einen Sohn und eine Tochter geboren. Beide Kinder sind jetzt bei ihr. Der Mann, mit dem sie derzeiten verheiratet ist, behandelt sie gut und ist sehr lieb zu den Kindern. Das Mädchen wird bei ihr bleiben. Haile aber, mein Junge, kommt zu mir, sobald er sechs Jahre alt sein wird. Dann habe ich einen mehr, der mir meine Waffen nachtragen wird, wenn ich ausreite. Auch Sinke war vorher schon dreimal verheiratet gewesen und brachte in unsere Ehe ihre vier Kinder mit. Aber auch Werte, die sie bei ihren früheren Ehemännern erworben hatte. So schlossen wir vor dem Richter einen Kontrakt über das, was jeder in die Ehe zu unserem gemeinsamen Eigentum einbringen sollte. Sie brachte allen Hausrat mit, dazu noch eine Sklavin, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Außerdem noch Vieh. Sie war fleißig im Spinnen, wodurch sie dem Haushalt manchen schönen Taler erwarb. Ihr Gerstenbier war vorzüglich, die ganze Umgebung wollte es bei uns kaufen. Ich dagegen brachte in die Gemeinschaft auch Vieh ein, ebenso meinen ganzen Gehalt als Zollbeamter, nur einen kleinen Betrag behielt ich mir für meine persönlichen Bedürfnisse zurück. Alles ging gut, und unsere Ehe dauerte sehr lange. Fast drei Jahre. Dann aber kam ich eines Tages etwas weniger nüchtern nach Hause, der Streit begann. sie lief zum Richter und verlangte laut unserem früheren Kontrakt die Teilung des gemeinsamen Besitzes zu gleichen Teilen, wie es auch richtig vorgesehen war. Das alles wäre glatt zu erledigen gewesen, aber sie hatte mir einen Sohn geboren. Diesen hätte sie gern behalten, obzwar er mir nach Recht und Sitte vom sechsten Jahre ab zugestanden wäre. Aber sie wollte ihn unbedingt haben, damit jemand für sie sorge, wenn sie alt sei. Sie selbst war eine wohlhabende Frau, und so bot sie immer mehr vor dem Richter, bis ich endlich erkennen mußte, daß fünf Ochsen besser wären als ein Sohn, den ich wirklich sehr gern hatte. Alles wurde beim Richter ordnungsmäßig festgesetzt, und keine acht Tage später war sie bereits in das Haus von Haile eingezogen. Jung ist sie nicht mehr, aber eine höchst tüchtige Frau, die sich jeder nur erwünschen kann.

Ich aber habe es nun mit dieser Art von Heirat satt. Bis heut habe ich immer draufgezahlt. Meine Frauen verließen mich stets mit viel mehr, als sie einbrachten. Jetzt mache ich es anders, ich nehme mir eine Arme. Da brauche ich nicht viel Umstände zu machen; sie soll bei mir alles haben, was man zum Leben braucht, und außerdem soll sie jeden Monat noch zwei ganze Taler als Gurscha (Trinkgeld) bekommen. Wenn sie Kinder mitbringt — desto besser. Dann ist ja die Möglichkeit gegeben, daß sie mir auch noch welche gebären kann. Gibt es doch leider so viele Frauen, die fruchtlos bleiben! Bin ich nicht generös? Kann eine Frau denn überhaupt noch mehr verlangen?"

„Hör, Wolde" — läßt sich ein Angehöriger des Gallastammes vernehmen. „Da du eben wieder heiratest, bringt mich das auf Gedanken und ich muß Vergleiche anstellen: Ihr Amharen heiratet oft, heiratet ohne weitere Gedanken, macht schöne Kontrakte ohne Zeitbeschränkung, am Ende gibt es immer einen fetten Prozeß um die Teilung des gemeinsamen Vermögens, an dem am Schluß doch nur der Danja (Richter) profitiert. Da scheinen mir doch unsere Heiratssitten besser zu sein. Lange überlegen wir es uns, ehe wir uns binden. Als Zeitpunkt des Sergh (Hochzeit bei den Gallastämmen) wählen wir den Monat nach der Ernte. Zu dieser Zeit sieht man klar, welche Werte der Mann besitzt, auch die Frau weiß dann, womit sie zu rechnen hat. Auch wir machen einen Heiratskontrakt, doch im Gegensatz zu euch Amharen fest begrenzt auf die Dauer eines Jahres. Wer heiraten will, muß sich über eins klar sein: durch den Vertrag ist er auf ein Jahr lang zum Zusammenleben gezwungen. Deswegen ist jeder der Gatten bei unserem Stamm etwas vorsichtiger. Sollte aber einer den anderen während der Kontraktzeit verlassen, so ist das eine solche Schande, daß er nie mehr jemanden zu einer neuen Heirat finden wird. Ist das Jahr aber verflossen, so steht es jedem frei, zu machen, was er will. Im allgemeinen werden die Ehekontrakte aber jedes Jahr erneuert, was wir bei Tanz und Gelagen feiern."

„Ihr glücklichen Menschen, was für überflüssige Sorgen macht ihr euch!" —

Es war ein schöner, schlanker, sehniger Mann vom Stamm der Danakil, der sich in die Rede mischte. „Ihr Amharen als auch ihr Gallas haltet uns für wilde, für grausame Menschen, obzwar wir nur das vorgezeichnete Gebot unseres Landes und unserer Sitten befolgen. Ihr aber seid glücklich; auf euren Hochebenen regnet es, wächst Brotfrucht aller Art und eure Täler decken den Lebensbedarf. Wir aber kämpfen in unserer Wüste um unser nacktes, bedürfnisloses Leben. Alles hängt vom Naß ab, das uns der Himmel nur in dürftigstem Maß zuteil werden läßt. Unsere Wasserlöcher sind unsere Schätze, ohne sie verdursten die Kamele und Ziegen — schließlich auch wir. Nur einer ganz beschränkten Anzahl von Familien gibt so ein Wasserloch Lebensmöglichkeit, das alles wißt ihr. Ist es also nicht bei uns eine gerechte und billige Sitte, daß jeder Jüngling, der eine Familie gründen will, erst einen anderen Mann feindlichen Stammes seiner Fortpflanzungsmöglichkeit berauben muß. Nur dadurch sichert er sich und seiner künftigen Kinderschar das Anrecht auf einen Trunk, auf das Wasser, auf das Leben. Wenn aber der Danakil am Halse seines Pferdes oder Kameles das sichtbare Zeichen der Mannbarkeit eines anderen hängen hat, dann ist er ein guter, sittenstrenger, liebender Vater und Gatte, der sein Wasserloch und die Seinen bis zum letzten Atemzug verteidigt. Aber auch nicht heimlich gleich einem Dieb, wollen wir unser Siegeszeichen erwerben, sondern sie von unseren Feinden auf ritterliche Art erbeuten. Die Adlerfeder im Haar des ausziehenden Jünglings verkündet schon von weitem seine Absicht. Gar mancher zog aus — und kam nie wieder! Das unerbittliche Gesetz der Wüste: Ich oder du!"

Niedergang der deutschen Volksschule

Eine Bilanz der letzten zwei Jahre in Lodz: vier deutsche Schulen geschlossen, 15 Klassenräume verlorengegangen, die deutsche Kinderzahl um 613 zurückgegangen.

Ueber den Leidensweg, den die sogenannte „Volksschule mit deutscher Unterrichtssprache" in unserem Lande in den letzten Jahren gegangen ist, wurde an dieser Stelle schon schier unzählige Male geschrieben. Die Nichtbeachtung der Vorschriften des verpflichtenden Dekrets über die deutschsprachige Volksschule und Ersetzung der deutschen Unterrichtssprache durch die polnische sowie die massenweise Zuteilung deutscher Kinder an polnische Schulen haben bewirkt, daß

von dem einst bedeutenden staatlichen deutschen Volksschulwesen nur noch der kümmerliche Rest einer den kulturellen und sprachlichen Bedürfnissen der deutschen Minderheit in keinem Maße mehr Rechnung tragenden Schule übriggeblieben ist.

Der innere Wert dieser Schule für die deutsche Minderheit ist bis zum Minimum gesunken. Bei den gegenwärtig vorherrschenden Tendenzen und angewandten Methoden ist sie eher ein Faktor der Entnationalisierung, denn der Erhaltung der deutschen Sprache und Kultur.

Dieser Niedergang des inneren Wertes der „Volksschule mit deutscher Unterrichtssprache" wird jedem offenbar, der nur irgendwie mit dieser Schule in Berührung kommt. Weniger in Erscheinung tritt dagegen, infolge Mangels entsprechender Unterlagen, der zahlenmäßige Rückgang des deutschen Schulbesitzstandes. Greift man aber zu dem diesbezüglichen statistischen Material, so erweist sich

ein geradezu katastrophaler Niedergang des deutschen Schulwesens.

Es ist selbstverständlich, daß diese Entwicklung keinen derartigen Umfang angenommen hätte, wenn das deutsche Schulwesen nicht systematisch benachteiligt worden wäre. Zwar hat das gesamte Schulwesen in Polen in den letzten Jahren eine Rückwärtsentwicklung genommen, aber an Hand vorliegender Ziffern über das Schulwesen in Lodz ist mit untrüglicher Klarheit festzustellen, daß sich das deutsche Schulwesen in dieser Hinsicht besonderer „Aufmerksamkeit" erfreut.

Nachstehend sollen einige Vergleiche über das Verhältnis im Besitzstand der Volksschulen zwischen den einzelnen Nationalitäten in Lodz im Jahre 1932 und im gegenwärtigen Augenblick angestellt werden. Wir wollen mit der nachstehenden Tabelle über die Zahl der Volksschulen in Lodz beginnen:

Zahl der Schulen insgesamt		Nach völkischer Bestimmung geteilt								
		deutsche			polnische			jüdische		
1932	1934	1932	1934	—	1932	1934	—	1932	1934	—
121	110	13	9	4	75	70	5	33	31	2

Wir sehen, daß

die Zahl der deutschen Schulen in diesen zwei Jahren um über ein Drittel zurückgegangen ist,

während bei den Schulen der anderen Nationalitäten von einem Rückgang fast gar nicht gesprochen werden kann.

Von seiten der Schulbehörden ist immer wieder hervorgehoben worden, daß durch die Liquidierung der deutschen Schulen der deutsche Schulbesitzstand nicht verringert werden soll und statt dessen große Schulen geschaffen werden. Demnach hätte sich nur die Zahl der deutschen Schulen, nicht aber auch die Klassenzahl in so starkem Maße verringern sollen. Diese Behauptung findet durch die Ziffern über die Entwicklung des Verhältnisses in bezug auf die Zahl der Schulklassen eine treffende Widerlegung. Nachstehende Tabelle gibt hierüber Aufschluß:

Zahl der Schulklassen								
in deutschen Schulen			in polnischen Schulen			in jüdischen Schulen		
1932	1934	—	1932	1934	—	1932	1934	—
110	90	20	938	873	65	398	373	25

Hieraus ist klar ersichtlich, daß auch die Zahl der deutschen Schulklassen verhältnismäßig in weitaus größerem Maße zurückgegangen ist, als die Klassenzahl in den anderen Schulen.

An Hand dieser Ziffern kann also unbestreitbar festgestellt werden, daß die unter der unschuldigen Bezeichnung „Kommassierung" durchgeführte Liquidierung der deutschen Schulen nur zum geringen Teil dem Zweck der Schaffung großer Schulen gedient, sondern vielmehr eine sehr bedeutende Verringerung des deutschen Schulbesitzstandes bewirkt hat.

Diese Feststellung findet in noch klarerer Weise ihre Bestätigung durch die gegenüber den deutschen Volksschulen angewandte Politik in bezug auf die Schullokale. Wir haben oben angeführt, daß im Laufe dieser zwei Jahre vier deutsche Schulen geschlossen worden sind. Und es entsteht die Frage: Sind für die durch Schließung dieser Schulen verlorengegangenen Räume in den anderen Schulen die Räumlichkeiten entsprechend erweitert worden? Diese Frage muß leider verneint werden.

Doch wollen wir auch hier die diesbezüglichen Ziffern sprechen lassen. Anfang des Schuljahres 1932/33 wurde die „Volksschule mit deutscher Unterrichtssprache" Nr. 110, die im Hause in der Fabryczna 9 untergebracht war, liquidiert. Diese Schule hatte vier Klassenräume. Die Kinder dieser Schule wurden zum größten Teil der Schule Nr. 112 zugeteilt, die jedoch erst viel später zwei Klassenräume hinzubekam, was somit einen Verlust von schon zwei Klassenräumen ergibt. Es folgte am 1. Januar 1933 die Zusammenlegung der Schulen Nr. 90 und 93, von welchen die erste 4 und die zweite 5, beide Schulen zusammenalso 9 Klassenräume hatten. Diese Schulen wurden nach ihrer Zusammenlegung im Lokal in der Zielona 32, das nur 7 Klassenräume besitzt, untergebracht, was also einen weiteren Verlust von zwei Klassenräumen für den deutschen Schulbesitzstand bedeutet. Es folgte darauf die Liquidierung der Schule Nr. 103, die über 7 schöne Klassensäle verfügte. Die Kinder dieser Schule wurden auf andere Schulen aufgeteilt, ohne daß in diesen die Zahl der Räume erhöht wurde. Das bedeutet also schon einen Verlust von 11 Klassenräumen. Anfang des gegenwärtigen Schuljahres wurde nun die Schule Nr. 120 liquidiert. Diese Schule hatte vier große helle Klassenräume. Die Kinder wurden den Schulen Nr. 95 und 102 zugeteilt, ohne daß hier die Zahl der Klassenräume erhöht wurde. Zwar unterrichtet die Schule Nr. 95 in einem kleinen Raum mehr als früher, doch ist dieser als zu klein von der Behörde disqualifiziert worden. Hier ist also ein weiterer Verlust von vier Klassenräumen zu verzeichnen. Zusammenfassend ergibt sich somit, daß

das deutsche Schulwesen in Lodz im Laufe von zwei Jahren 15 Klassenräume verloren hat.

Unter welchen Verhältnissen der Schulunterricht in den durch die „Kommassierung" betroffenen deutschen Volksschulen bei dieser Lage der Dinge geführt werden muß, ist leicht zu erraten.

Durch die Fortnahme deutscher Schullokale und Liquidierung deutscher Schulklassen mußte natürlich ein Raummangel in den deutschen Schulen entstehen, was eine massenhafte Zuteilung deutscher Kinder an polnische Schulen zur Folge hatte.

Auf diese Weise wurde ein Rückgang der Zahl der deutschen Kinder in den Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache künstlich geschaffen, während andererseits durch Zuteilung deutscher Kinder an polnische Schulen dort die Kinderzahl künstlich erhöht wurde.

Hierüber gibt nachstehende Tabelle über die Schülerzahl in den Volksschulen in Lodz, nach Nationalitäten geordnet, Aufschluß:

Zahl der Schüler insgesamt		Nach Nationalitäten geteilt								
		deutsche			polnische			jüdische		
1932	1934	1932	1934	—	1932	1934	+	1932	1934	+
70582	72471	5584	4971	613	45332	47029	1637	19606	20471	865

Außerdem sind noch in 11 Sonderschulen 1376 Schüler untergebracht.

Wenn wir noch einen Vergleich in bezug auf die Ueberfüllung der Schulklassen anstellen, sehen wir, daß es auch in dieser Beziehung in den sogenannten deutschsprachigen Schulen am schlimmsten bestellt ist. Und zwar entfallen in den polnischen Schulen auf eine Klasse 53,8 Kinder, in den jüdischen Schulen 54,6 Kinder und in den deutschen Schulen auf eine Klasse 55,5 Kinder.

Die statistischen Ziffern über die Entwicklung und den Stand des deutschen staatlichen Volksschulwesens in Lodz enthüllen, wie wir sehen, ein tieftrauriges Bild, das für die Zukunft zu größter Besorgnis Anlaß gibt. Dennoch aber dürfen wir selbst angesichts dieser bitteren Tatsache nicht mutlos werden. Wenn auch die Beschwerden und Proteste der deutschen Eltern bei den Behörden immer wieder auf taube Ohren stoßen und das an unserer Schule begangene Unrecht durch immer neue Maßnahmen vergrößert wird, so wissen wir doch, daß das Recht auf unserer Seite ist. Die aus den angeführten Ziffern ersichtliche Verringerung des deutschen Schulbesitzstandes in unserer Stadt ist, das steht fest, künstlich hervorgerufen worden und entspricht nicht dem wirklichen Stand der Dinge. Darum müssen wir mit um so größerer Zähigkeit auf unseren gerechten Forderungen beharren und unsere Stimme immer wieder zur Anklage gegen die Zustände in den „Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache" erheben.

Otto Heike.

Ein deutsches Schuljubiläum

25 Jahre ehem. Kühnsche Volksschule.

Von den so zahlreich in diesem Jahre zu verzeichnen gewesenen deutschen Jubiläen in Lodz ist eines — und zweifellos das bedeutsamste — übergangen worden: In diesem Jahre jährte es sich zum 25. Male, daß von den



Gustav Kühn.

damaligen russischen Behörden in Petersburg die Genehmigung zur Schaffung staatlicher deutscher Volksschulen in Lodz erteilt wurde.

Nach der Lockerung der rigorosen Vereinsbestimmungen durch die russischen Behörden im Jahre 1907, die die Schaffung zahlreicher deutscher Vereine in Lodz zur Folge hatte, wurden von deutscher Seite in Lodz Schritte unternommen, um auch die Regelung der Frage der deutschen staatlichen Volksschule in die Wege zu leiten. Führend bei dieser Aktion war der spätere langjährige und verdienstvolle Schulleiter Gustav Kühn, dem dann auch die Organisierung einer deutschen Volksschule übertragen wurde. Die Gründung dieser in den späteren Jahren allgemein nach dem Namen ihres Leiters Kühn benannten Volksschule fällt in das Jahr 1909, die somit in diesem Jahre ihr 25jähriges Jubiläum feiern sollte. Dank seiner Tatkraft und eines hohen Ansehens bei der Behörde setzte es Schulleiter Kühn durch, daß diese Schule auf eine höhere Stufe als die übrigen Volksschulen gestellt wurde. Die Schule zählte bereits vor dem Kriege fünf Abteilungen. Bis zum Jahre 1913 befand sich die Kühnsche Schule in der Nawrotstraße 42 und wurde dann nach der Kilinskistraße 150 übertragen, wo sie sich auch heute noch befindet. Nach dem Kriege wurde die Schule mit der Nr. 112 bezeichnet. Als der im September v. J. verstorbene langjährige Schulleiter Gustav Kühn vor drei Jahren in den Ruhestand versetzt wurde, übernahm die Leitung der Schule Herr Tarlowski, der diese bis zum heutigen Tage inne hat.

Die Schulleitung hat die Feier des Jubiläums für Mitte Februar nächsten Jahres in Aussicht genommen. Die Jubiläumsfeier soll im Saale des Turnvereins „Kraft" an der Glowna 17 stattfinden. Die Schulleitung hat hierbei den schönen Gedanken gefaßt, das Jubiläum zum Anlaß zu nehmen, um alle ehemaligen Schüler dieser Schule einmal zusammenzuführen und diese auch an der Ausgestaltung der Feier teilnehmen zu lassen. Zu diesem Zweck findet am 7. Januar, um 7 Uhr abends, in der Aula der Schule, Kilinskistraße 150, eine Zusammenkunft aller ehemaliger Schüler der Kühnschen Schule statt.

Es wäre zu wünschen, daß sich die ehemaligen Schulkameraden recht zahlreich zusammenfinden.

Weihnachtsfeier in der Karolewer deutschen Volksschule.

Weihnachtsstimmung herrschte in dem Kantoratshause zu Karolew, wo die örtliche Volksschule nun schon seit Jahren ihren üblichen Weihnachtsabend abhält. Noch selten war die Feier so stark besucht, wie in diesem Jahre. Pastor Adolf Lipski eröffnete die Feier mit einer Begrüßungsansprache. Es folgte der Vortrag von „Glaube, Liebe und Hoffnung". Er ist hübsch gelungen; die kleinen Schülerinnen, der „Glaube" Elli Kuck, die „Liebe" Dora Glich, die „Hoffnung" Lilli Weyner und als „Christkind" Lucie Preiß gaben ihr Bestes, wodurch den Erwachsenen viel Freude bereitet wurde. Dann gab es Gedichte von Knaben und Mädchen vorgetragen. Zwischendurch wurden noch Lieder von den Kindern gesungen. Zum Schluß kam der Ruprecht mit seinen Gaben, was unter den Kinder hellen Jubel und große Freude auslöste. Aber auch den Erwachsenen brachte der Weihnachtsmann Geschenke. Zuletzt ergriff Lehrer Lieske das Wort und dankte allen Spendern, insbesondere dem Karolewer Frauenverein für die materielle Mithilfe zu dem gut gelungenen Weihnachtsfeste.

C.

Sport · Turnen · Spiel

Wie Nurmi ... Nurmi wurde.

In Finnland lebte ein kleiner Junge, der davon träumte, ein großer Läufer zu werden. Seine Altersgefährten schlug er mehr als überlegen — und er hatte nur ein Bestreben in den nächsten Jahren, nämlich in Form zu bleiben, bis er es mit den größten Läufern aufnehmen konnte. Der Junge, von dem hier die Rede ist, war nämlich arm und mußte von seinem zwölften Lebensjahre an Geld verdienen. Zwanzig Zloty gab es die Woche und davon durfte Paovo Nurmi nur zwei ganze Zloty für sich behalten. Mit den Rekordplänen war es ziemlich schlecht bestellt. Aber als er 17 Jahre alt war, sah er einen Läufer bei einem Sportfest einen Rekord aufstellen. Da erinnerte er sich wieder seiner Vorsätze. Er wollte noch besser laufen. Das war recht vermessen, denn unter 4:30 Minuten über 1500 Meter und 6 Minuten über 5000 Meter kam Nurmi damals noch nicht, und das ist nicht erhebend. Aber das verdroß ihn gar nicht. Er trainierte unermüdlich, trotzdem sich bis zu seinem 22. Lebensjahre kaum irgendwelche Fortschritte zeigten. Für einen zukunftsreichen Läufer hielten ihn selbst seine besten Freunde nicht mehr, als im Frühjahr 1920 urplötzlich der Umschwung eintrat. Er verbesserte sich so ungeheuer, daß ihn die Finnen nach Amsterdam zur Olympiade sandten. In Amsterdam begann Nurmis große Laufbahn. Gewiß — der Franzose Guillemot hängte ihn noch über 5000 Meter ab, aber auf der 10 000-Meter-Bahn holte er sich die ersten olympischen Lorbeeren.

Im Nu war Nurmi bekannt. Die große Presse griff seine Leistungen auf und hier und da las man kleine Anekdoten über den schweigsamen Finnen. Er wurde meist sehr kurz folgendermaßen beschrieben: Trinkt nicht, raucht nicht, spricht nicht, lacht nicht, gibt keine Autogramme, liebt auch keine Frauen, fällt als Mensch gar nicht auf. Niemand wußte etwas mit ihm anzufangen. Aber umgekehrt war es genau so. Nurmi wußte auch mit niemandem etwas anzufangen.

Wo Nurmi seit 1920 startete, da siegte er. Vier Jahre später — auf der Pariser Olympiade — holte er sich in einer Stunde die Olympiameisterschaft über 1500 und 5000 Meter! Dabei hatte er noch das Pech, sich im 1500-Meter-Lauf viel zu sehr schonen zu müssen, weil der 5000-Meter-Lauf gleich folgte. Damit aber nicht genug: Nurmi gewann auf der Pariser Olympiade außerdem den 3000-Meter-Mannschaftslauf, den 3000-Meter-Hindernislauf und den 10 000-Meter-Mannschaftslauf für Suomi. Jetzt war Nurmi der Star aller großen Sportfeste in Europa und Amerika. Er lief Amerikas Läuferelite in den Staaten in Grund und Boden, und die Amerikaner gaben dem kleinen Finnland eine große Anleihe eigentlich nur deswegen, weil Nurmi sich die Sympathien des ganzen Volkes erworben hatte. Ein Weltrekord nach dem anderen fiel. Nurmi hielt folgende Rekorde: 3000 Meter in 8:20,4 Minuten, 5000 Meter in 14:28,2 Minuten, 10 000 Meter in 30:06,2 Minuten, 15 000 Meter in 46:49,6 Minuten, 20 000 Meter in 1:04:38,4 Stunden, dazu den Lauf über eine Stunde, in dem er 19 210 Meter bewältigte.

Nurmi mag älter geworden sein. Es ist aber noch kein Jüngerer gekommen, der seine Stelle einnehmen kann. Ueber die 1500-Meter-Strecke startet er ungern und erkennt auch Ladoumegue als überlegen an. Von 3000 bis 20 000 Meter aber ist er auch heutzutage noch unschlagbar. Immer feiert man ihn mit Recht noch so, wie an dem Tage, als er in Paris siegte.

Auch heute ist Nurmi, der an die Grenze der Vierziger steht, noch im Vollbesitz seiner Kräfte. Durch einen



Nurmi.

Streit mit dem leichathletischen Weltverband, der Nurmi Ende 1931 zum Professional erklärt hatte, startete er letztens fast ausschließlich nur auf heimatlichem Boden, wo er sich nebenbei als Sportlehrer betätigt und würdige Nachfolger heranbildet. Die Glanzleistungen eines Ritala oder eines Lehtinnen kann er zum Teil auf sein Konto buchen.

Da Nurmi nun einmal Professional ist, so läßt er sich seine ausländischen Starts gut bezahlen, was das Ausland auch, wie eine Meldung unlängst aus Rußland besagte, tut. Sein Jugendtraum, viel Geld zu verdienen, scheint somit in Erfüllung gegangen zu sein.

Künstliche Eisbahnen.

Solange der künstliche Schnee noch nicht erfunden ist, müssen die Skiläufer warten, bis Frau Holle ihre echten Flocken schüttelt; die Eisläufer dagegen brauchen das echte Eis nicht mehr, sie können sich in den Kunsteispalästen austoben, deren es schon eine ganze Reihe gibt und die zum Teil Sommer und Winter über in Betrieb gehalten werden. Die größte Kunsteisbahn befindet sich in Wien, doch ist dies eine Freiluft-Kunsteisbahn (die einzige der Welt) mit 6000 Quadratmeter künstlicher Eisfläche. Als geschlossene Halle steht der neuerbaute Maelison Square Garden in Neuyork an der Spitze, der 4000 Quadrameter Fläche und 15 000 Sitze für Zuschauer besitzt; dann folgt der Berliner Sportpalast mit 2200 Quadrametern, doch können hier nur 6000 Personen Platz finden. Aus der Reihe anderer berühmter Kunsteisbahnen seien noch erwähnt: Palais de Glace in Paris (2000 Quadratmeter), Palais de Glace in Antwerpen (1800 Quadratmeter), Palazzo del Chiaccio in Mailand (1800 Quadratmeter), Colliseum in Springfield USA (1560 Quadratmeter), Unsölds Eispalast in München (1600 Quadratmeter) und der Toronto-Palast in Kanada (1250 Quadratmeter).

Diese Bahnen sind durchweg ausgezeichnet besucht und bringen den Besitzern viel Geld ein. Wenn es trotzdem so wenig künstliche Eisbahnen auf der Welt gibt, so liegt das daran, daß die Anlage riesige Summen verschlingt. Die kleinste der oben genannten Bahnen, der Toronto-Palast, verschlang 600 000 Mark, wobei die Kosten für Grundstück und Gebäude nicht eingerechnet sind. Die Anlage selbst beruht auf einen ganz einfachen System und ist überall die gleiche. Man legt unter die Saalfläche (das heißt unter den Bodenbelag) Tausende von kleinen Röhren dicht nebeneinander, durch die man eine Flüssigkeit treibt, die kälter als Natureis ist. Eine solche Flüssigkeit zu finden, war nicht schwer. Bekanntlich erzeugt eine Mischung von Eis und Kochsalz (flüssig gemacht) eine ganz enorme Kälte, noch mehr aber eine Zusammensetzung aus Kochsalz und Ammoniak. Dieses in großen Kältemaschinen hergestellte Gemisch wird nun unter dem über den Röhren lagernden Wasser hindurchgeführt und bringt das Wasser zur Erstarrung — die künstliche Eisfläche ist fertig. Sobald in der Halle andere Sportarten betrieben werden sollen, macht man das Wasser flüssig, läßt es ablaufen, entfernt die Kältemischung aus den Röhren und legt den Bretterbelag wieder darauf. Boxring, Radrennbahn usw. lassen sich rasch aufbauen und die Sportarena hat ein völlig verändertes Aussehen.

Seit 1932 besitzt auch Polen in Kattowitz eine künstliche Eisbahn, *die aber bis jetzt nur in den Wintermonaten* tätig war. Auch Warschau macht schon seit zwei Jahren Anstrengungen, eine solche zu bauen, aber bis dahin scheiterte der Plan an den finanziellen Verhältnissen. Eine künstliche Eisbahn ist für die Schlittschuhläufer allenfalls etwas großartiges.



Künstliche Inseln für den Ozean-Flugverkehr

Durch englisch-amerikanische Zusammenarbeit soll zwischen Spanien und Neuyork eine Kette von neun künstlichen Inseln geschaffen werden, die der Durchführung eines regelmäßigen Flugverkehrs dienen sollen. Eine solche Insel, deren Modell hier wiedergegeben ist, wird etwa 500 Meter lang und hundert Meter breit sein. Bei einer Ueberwasserhöhe von 35 Meter kann das Deck auch von den stärksten Wellen nicht erreicht werden. Die technische Durchkonstruktion ist so weitvollendet, daß ihrer Ausführung nichts im Wege steht. Schwierigkeiten dagegen scheint die Finanzierung des Projektes zu machen, da eine Insel immerhin eine Million Pfund kosten soll.

Die Kampfpaare zum Boxkampf IKP — Makkabi.

Zu dem sensationellen Boxkampf um die Mannschaftsmeisterschaft von Polen zwischen IKP und der Warschauer Makkabi am 26. Dezember um 11.30 Uhr im Rozmajtosci-Theater werden folgende Paare in den Ring treten (an erster Stelle IKP): Fliegengewicht Gluba — Birenbaum, Bantamgewicht Spodenkiewicz — Rosenblum Federgewicht Wozniakiewicz — Borenstein, Weltergewicht Taborek — Frodis, Leichtgewicht Banasiak — Neustandt, Mittelgewicht Chmielewski — Pilnik, Halbschwergewicht Wurm — Neuding, Schwergewicht Krenz — Steineisen.

Bar-Kochba — Kraft 11:3.

Sonnabend abend fand im Lokale des Turnvereins Kraft ein Freundschaftstreffen im Boxen zwischen obigen Vereinen statt, das mit einem hohen Siege der jüdischen Mannchaft endete. Das Ergebnis der sieben Kämpfe war folgendes: Im Fliegengewicht konnte der vielverprechende Berger (K) mit Kumer ein Unentschieden herausholen. Im Bantamgewicht besiegte Ilew B-K) Zapke durch technischen k. o. in der ersten Runde. Im Federgewicht besiegte Pariser (B-K) nach Punkten Lejczak. Im Leichtgewicht besiegte Moßmann (B-K) Schodowski. Im Weltergewicht fallen die Punkte durch v. o. an Borenstein (B-K) da sich Skalski nicht stellte. Im Mittelgewicht kann Torobski (K) über Laßmann einen technischen k. o.-Sieg davontragen und im Halbschwergewicht holt sich Engel (B-K) einen k. o.-Sieg über Perlinski.

Die Auswahlmannschaft Brünns gegen Lodz.

Für das dritte Treffen um den Pokal des Brünner Stadtrates im Vorstädtekampf Lodz — Brunn am 30. Dezember hat Brünn seine stärkste Mannschaft mobilisiert, so daß man mit überaus hochwertigen Kämpfen rechnen kann. Die Brünner treten in Lodz mit folgender Mannschaft an: Fliegengewicht Dolezal, der als Vizemeister von Mähren dessen Farben mehrmals vertrat; im Bantamgewicht kämpft Navratil, der Mähren zehnmal und die Tschechei zweimal vertrat; im Federgewicht kämpft Kral; im Leichtgewicht kämpft Kosina, ein alter routinierter Haudegen; im Federgewicht Kristen, ein bekannter k. o.-Schläger, der auf 38 Siege bei 45 Kämpfen 18 k. o.-Siege zu verzeichnen hat; im Mittelgewicht kämpft Havelka, der Meister von Mähren, und im Schwergewicht Franek, der seinerzeit Stibbe in der zweiten Runde zur Aufgabe zwang.

Spanien — Ungarn 6:1.

In Madrid fand vor 25 000 Zuschauern ein Fußball-Länderkampf statt, den die Spanier überlegen mit 6:1 für sich entscheiden konnten.

229 Fußballspiele innerhalb 14 Tage.

Vom 22. Dezember bis 5. Januar finden in England 229 Ligaspiele statt. Eine jede Mannschaft geht in dieser knappen Zeitspanne einige Male an den Start und hat obendrein oft noch 100 von Kilometern mit der Eisenbahn zurückzulegen. Bei den unzähligen Ligamannschaften in England ist aber dies noch das beste System, die schwächeren Mannschaften auszuschalten, um die Teilnehmer für die Viertelfinalspiele zu ermitteln. Nur bei diesem System ist es möglich, alljährlich den Ligameister festzustellen.

Danziger Eishockeyspieler siegen in Kattowitz.

Gestern fand in Kattowitz ein Eishockeyspiel zwischen einer Arbeiterrepräsentation aus Danzig und einer kombinierten Mannschaft aus Oberschlesien statt. Die Danziger siegten im hohen Verhältnis, denn 30:1 (7:1, 7:0, 16:0).

Deutsche Sozialistische Arbeitspartei Polens.

Lodz-Ost. Am 26. Dezember, 3 Uhr nachmittags, findet eine Mitgliederversammlung statt. Nach der Versammlung Beisammensein der Mitglieder und Angehörigen.

Frauengruppe Lodz-Süd. Donnerstag, den 27. Dezember, nachmittags 3 Uhr, Zusammenkunft der Frauen. Das Erscheinen aller Frauen ist unbedingt erforderlich, da wichtige Angelegenheiten zu besprechen sind.

Unterhaltung

Die Bürgschaft der Madonna

Von Anatole France

Von allen Kaufleuten Venedigs hielt keiner seine Verträge so getreu wie Fabio Mutinelli. Er zeigte sich bei jeder Gelegenheit freigebig und großmütig, besonders gegen Frauen und Geistliche. Die schlichte Redlichkeit seiner Sitten ward in der ganzen Republik gerühmt. Zu San Zanipolo bewunderte man einen goldenen Altar, den er aus Liebe zur schönen Katherina Manini, der Frau des Senators Alessio Cornaro, der heiligen Katherina gestiftet hatte. Da er sehr reich war, besaß er viele Freunde, die er durch seine Börse verpflichtete, und denen er Feste gab. Doch im Kriege mit Genua und bei den Unruhen in Neapel erlitt er große Verluste. Auch geschah es, daß dreißig seiner Schiffe entweder von den Uskoken abgefangen wurden oder auf dem Meer zugrunde gegangen waren. Der Papst, dem er große Summen Geldes geliehen hatte, weigerte sich, etwas davon zurückzuzahlen. So wurde der reiche Fabio in kurzer Zeit aller seiner Reichtümer beraubt. Nachdem er seinen Palast und seine Tafelgeräte verkauft hatte, um seine Schulden zu bezahlen, sah er sich von allem entblößt. Doch geschickt und mutig, in Handelsgeschäften sehr erfahren, und in der Vollkraft der Jahre, dachte er daran, sein Geschäft wieder zu heben. Er stellte im Kopf viele Rechnungen auf und schätzte, daß er fünfhundert Dukaten brauchte, um wieder das Meer zu befahren und es mit neuen Unternehmungen versuchen zu können, von denen er sich einen günstigen und sicheren Erfolg versprach. Er bat den Herrn Alessio Bointura, der der reichste Bürger der Republik war, ihm diese fünfhundert Dukaten leihen zu wollen. Aber dieser gute Herr wußte zu genau, daß, wenn auch Wagemut Reichtümer schafft, doch nur Vorsicht sie erhält und weigerte sich, eine so große Summe den Gefahren des Meeres und den Launen des Glücks preiszugeben. Darauf wandte sich Fabio an Herrn Adrea Morsoni, den er sich ehemals auf alle mögliche Weise verpflichtet hatte.

„Teuerster Fabio", antwortete Andrea, „andern als Euch würde ich diese Summe gerne leihen. Ich hänge nicht am Gold und halte mich in diesem Punkte an die Lehren des Satirikers Horatius. Doch Eure Freundschaft ist mir teuer, und wenn ich Euch das Geld leihe, würde ich Gefahr laufen, Sie zu verlieren. Denn der Handel des Herzens fährt meistens schlecht zwischen Schuldner und Gläubiger. Ich habe schon zu viele Beispiele davon gesehen."

Nach diesen Worten tat er, als wolle er den Kaufmann zärtlich umarmen und schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

Am nächsten Tage ging Fabio zu den lombardischen und florentinischen Bankiers. Aber keiner verstand sich dazu, ihm auch nur zwanzig Dukaten ohne Bürgschaft zu leihen. Er lief den ganzen Tag von einem Kontor zum anderen. Ueberall erhielt er die Antwort:

„Herr Fabio, wir kennen Euch als den rechtschaffensten Kaufmann der Stadt, es tut uns ungemein leid, Euren Wünschen nicht willfahren zu können. Aber eine gute Geschäftsführung erfordert das."

Als er am Abend nach Hause fuhr, hängte sich die schöne Zanetta, die im Kanal badete, an seine Gondel und blickte ihn liebevoll an. Zur Zeit seines Reichtums hatte er sie eines Nachts mit in seinen Palast genommen, und hatte sie freundlich behandelt, denn er war heiteren und gütigen Gemütes.

„Gütiger Herr Fabio", sagte sie zu ihm, „ich kenne Euer Unglück; die ganze Stadt spricht davon; höret mich an: ich bin nicht reich, aber ich habe eine kleine Kassette mit Juwelen. Wenn Ihr diese von Eurer Dienerin annehmen wollt, so werde ich glauben, daß mich Gott und die Jungfrau Maria lieben."

Sie hatte die Wahrheit gesprochen. Zanetta war trotz ihrer Jugend und blühenden Schönheit arm. Fabio antwortete ihr:

„Liebenswürdige Zanetta, in dem Kämmerchen, in dem du hausest, herrscht mehr Großmut als in allen Palästen Venedigs."

Noch drei Tage lang besuchte Fabio die Banken und Bankgeschäfte, ohne jemanden zu finden, der ihm hätte Geld leihen wollen. Am fünften Tage drang er in seiner Verzweiflung bis zur Corte delle Calli, dem Ghetto, also dem Judenviertel, vor. Er ging durch die Straßen San Geremia und San Girolamo in einen engen, übelriechenden Kanal, dessen Eingang jede Nacht auf Befehl des Senats durch Ketten abgesperrt wurde. Und während er erwog, an welchen Wucherer er sich zuerst wenden sollte, erinnerte er sich, von einem Israeliten namens Elieser, Sohn des Elieser Maimonides, der sehr reich und wunderbar klug sein soll, gehört zu haben. Er ließ seine Gondel dort halten. Ueber der Tür war ein Abbild des siebenarmigen Leuchters angebracht, das der Jude sich hatte anfertigen lassen als ein Hoffnungszeichen im Hinblick auf die Tage, da der Tempel, wie verkündet, neu aus der Asche erstehen würde.

Der Kaufmann trat in einen Saal, der durch eine Kupferlampe mit zwölf brennenden Dochten erleuchtet war. Der Jude Elieser saß vor seiner Waage. Die Fenster seines Hauses waren vermauert, weil er ungläubig war. Fabio redete ihn an:

„Elieser, ich habe Dich oft wie einen Hund und wie einen abtrünnigen Hund behandelt. Es hat sich zugetragen, daß ich, als ich jünger war, und noch den ganzen Uebermut der Jugend besaß, Schmutz und Steine auf die Leute warf, die mit dem auf der Schulter eingenähten gelben Fleck am Kanal entlang gingen, so daß ich wohl oft einen der Deinen oder vielleicht gar dich selbst getroffen habe. Ich sage dir das nicht, um dich zu beleidigen, sondern aus Ehrlichkeit in dem Augenblick, da ich mit einer Bitte zu dir komme."

Der Jude erhob seinen Arm gegen den Himmel und sprach:

„Fabio Mutinelli, der Vater im Himmel wird uns beide richten. Um welchen Dienst willst du mich bitten?"

„Leihe mir fünfhundert Dukaten auf ein Jahr!"

„Man leiht nicht ohne Bürgschaft, das haben dir zweifellos die Deinen schon gesagt. Was ist deine Bürgschaft?"

„Du mußt wissen, Elieser, daß mir nichts mehr geblieben ist, kein Denar, keine goldene Tasse, kein silberner Becher. Es ist mir auch kein Freund mehr geblieben. Alle haben sich geweigert, mir den Dienst zu leisten, um den ich dich bitte. Ich habe nichts mehr auf der Welt als meine Kaufmannsehre und meinen christlichen Glauben. Ich biete dir als Bürgschaft die heilige Jungfrau Maria und ihren göttlichen Sohn."

Nach dieser Antwort neigte der Jude den Kopf wie einer, der sinnt und nachdenkt, und strich einige Augenblicke seinen weißen Bart. Dann sagte er:

„Fabio Mutinelli, führe mich zu deiner Bürgschaft. Denn es ist Brauch, daß der Gläubiger die Bürgschaft sieht, die man ihm bietet."

„Das ist dein Recht. Stehe bitte auf und komme!"

Er führte Elieser in die Kirche dell'Orto. Dort zeigte er ihm die Madonna, die auf dem Altar stand. Sie trug auf der Stirn eine Krone von Edelsteinen, ihre Schultern waren mit einem goldgestickten Mantel bedeckt, in den Armen hielt sie das Jesuskind, das gleich seiner Mutter geschmückt war.

„Das ist meine Bürgschaft", sagte der Kaufmann zum Juden.

Elieser, der immer abwechselnd den Kaufmann und die Madonna betrachtet hatte, neigte den Kopf und sagte: „Ich nehme die Bürgschaft an." Er führte Fabio wieder in sein Haus und gab ihm dort fünfhundert schwere Dukaten.

„Wenn du mir in einem Jahre die Summe nicht mit den Zinsen, die das venezianische Gesetz und der lombardische Brauch vorschreiben, genau auf den Tag in einem Jahre, zurückgeben kannst, so kannst du dir vorstellen, was ich von dem christlichen Kaufmann und seiner Bürgschaft denken werde."

Fabio kaufte, ohne Zeit zu verlieren, Schiffe, belud sie mit Salz und verschiedenen anderen Waren, die er in den Städten am Adriatischen Meer mit großem Nutzen verkaufte. Dann ging er mit neuer Ladung nach Konstantinopel unter Segel, wo er Teppiche, wohlriechende Essenzen, Pfauenfedern, Elfenbein, und Ebenholz kaufte und durch seine Agenten an der Küste von Dalmatien gegen Bauholz eintauschen ließ, das die Venezianer schon vorher bei ihm gekauft hatten. Auf diese Weise verzehnfachte er schon in wenigen Monaten die erhaltene Summe.

Aber als er sich eines Tages mit griechischen Frauen auf einer Barke im Bosporus belustigte und sich zu weit vom Lande entfernt hatte, wurde er von Seeräubern ergriffen und als Gefangener nach Aegypten geführt. Zum Glück waren sein Gold und seine Waren in Sicherheit. Die Seeräuber verkauften ihn als Sklaven an einen vornehmen Sarazenen, der ihm Ketten an die Füße legte und ihn das Getreide bestellen ließ, das in dieser Gegend sehr schön ist. Fabio bot seinem Herrn ein sehr hohes Lösegeld an, aber die Tochter des Sarazenen, die ihn liebte und ihren Wünschen zugänglich machen wollte, riet ihrem Vater, ihn um keinen Preis freizugeben. Da er nun auf seine eigene Hilfe angewiesen war, feilte er mit den Werkzeugen, die ihm für die Feldarbeit gegeben wurden, seine Ketten durch und entfloh, erreichte den Nil und warf sich in eine Barke. So erreichte Fabio das nahe Meer und trieb einige Tage umher, bis er halbtot vor Hunger und Durst von einem spanischen Schiff, das nach Genua ging, aufgenommen wurde. Doch nach achttägiger Fahrt wurde dieses Schiff von einem Sturm erfaßt, der es an die Küste von Dalmatien warf. Kurz vor der Landung lief es auf eine Klippe. Die ganze Mannschaft ertrank, nur Fabio konnte sich wie durch ein Wunder retten, und gewann mit vieler Mühe das Land. Er sank leblos an der Küste nieder, und so wurde er von einer jungen, schönen Witwe, namens Loreta, die an der Küste wohnte, gefunden. Diese Dame ließ ihn in ihr Haus tragen, in ihr eigenes Zimmer bringen, und pflegte ihn mit größter Sorgfalt.

Als er erwachte, atmete er den Duft von Rosen und Myrthen, und sah durch das Fenster einen Garten, der stufenweise abfallend bis an das Meer führte. Am Kopfende stand Loreta und entlockte ihrer Viola liebliche Töne.

Fabio küßte ihr voll Anerkennung und Entzücken die Hände. Er stand auf und ging mit ihr in den Garten. Er fand sie seinen Empfindungen zugänglich und verbrachte einige wunderschöne Stunden an ihrer Seite. Doch dann fragte er sie besorgt, welchen Monat und welchen Tag sie hätten.

Da erfuhr er, daß er nur noch vierundzwanzig Stunden bis zum Ablauf des Tages Zeit hätte, an dem er Elieser die fünfhundert Dukaten zurückzugeben hatte. Der Gedanke, sein Versprechen nicht halten zu können, war für ihn unerträglich. Als Loreta von der Ursache seines Kummers erfuhr, teilte sie seinen Schmerz. Die Schwierigkeit lag nicht darin, die fünfhundert Dukaten aufzutreiben, denn in der Nachbarschaft war ein Bankier, der seit sechs Monaten diese Summe zu Fabios Verfügung aufbewahrte. Doch es war unmöglich, von Dalmatien bis nach Venedig über ein unruhiges Meer und durch widrige Winde in vierundzwanzig Stunden zu gelangen.

„Schaffen wir uns zuerst das Geld", sagte Fabio.

Nachdem ein Diener seiner Wirtin es ihm gebracht, ließ er eine Barke ganz dicht an die Küste kommen; er tat die Säcke mit den Dukaten hinein und dann entnahm er dem Oratorium Frau Loretas ein aus Zedernholz geschnittenes, ehrwürdiges Bild der Jungfrau mit dem Christusknaben. Er legte das Bild neben das Steuer ins Boot und sagte:

„Du bist meine Bürgschaft, heilige Jungfrau! Der Jude Elieser muß morgen bezahlt werden. Es gilt, meine Ehre und die deine und den guten Ruf deines Sohnes, heilige Jungfrau! Was ein sterblicher Sünder wie ich nicht auszuführen vermag, wirst du vollbringen, reiner Stern des Meeres, du, deren Brust den nährte, der über das Wasser schritt. Bringe dieses Geld zu Elieser im Ghetto von Venedig, damit er nicht sagen kann, daß du eine schlechte Bürgin bist!"

Und nachdem er die Barke in die Flut getrieben, nahm er den Hut ab und sagte leise:

„Lebe wohl, heilige Jungfrau!"

Die Barke steuerte in die offene See hinaus. Lange verfolgten Fabio und Loreta sie mit ihren Blicken. Die Nacht sank herab. Ein Lichtstrom ergoß sich über das ruhige Meer.

Als am nächsten Morgen Elieser seine Tür öffnete, sah er in dem engen Kanal des Ghetto eine Barke, beladen mit Säcken und überragt von einem kleinen Standbild aus schwarzem Holz, das in der Morgensonne leuchtete. Die Barke hielt vor dem Hause, an dem der siebenarmige Leuchter angebracht war. Der Jude erkannte die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben die Bürgschaft des christlichen Kaufmannes.

(Berechtigte Uebertragung aus dem Französischen von A. Huart.)

Weihnachtshoffnung

Wann endlich wird zur Wahrheit werden
Der Engelsgruß der Weihnachtszeit,
Wann wird es Friede sein auf Erden,
Verständigung, nicht blut'ger Streit?
Wann wird der Schrei der Not verhallen,
Die um ihr Recht muß betteln geh'n,
Und auf der Menschen Wohlgefallen
Die Sonne freundlich niederseh'n?

Schön ist's zu hoffen und zu träumen,
Vom Glanz des Festes eingewiegt,
Wenn unter duft'gen Tannenbäumen
Die Welt im Kindesschlummer liegt;
Doch mahnend tritt schon auf die Schwelle
Das neue Jahr mit neuem Graus
Und löscht in kühler Morgenhelle
Der Weihnachtsfreude Lichter aus.

Siegfreudig schlagen uns're Herzen
Entgegen einer hell'ren Zeit,
Der Hoffnungsstrahl der Weihnachtskerzen
Erfüllt die Brust mit Freudigkeit,
Frei soll sich jede Kraft erproben,
Nicht scheide mehr sich Herr und Knecht,
Es beuge unten sich und oben
Ein jeder vor dem gleichen Recht!

Großmutter / Von Frigga v. Brockdorff

Ich war als achtzehnjähriges Mädel auf einige Tage bei meiner Großmutter zu Besuch. Das war eine merkwürdige Frau. Klein, schlank und von vollendetem Gleichmaß, mit einem gescheiten Vogelkopf und dem eifrigsten Gesicht der Welt.

„Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich!" pflegte sie zu sagen, als sie als Dreißigjährige mit zwölf Kindern zurückgeblieben war.

So erlebte sie, ohne Augenzucken, daß Eins nach dem Andern aus dem Hause ging; in die Kunst, in eine andere Glaubensgemeinschaft, ins Abenteuer, in den Tod. Nichts rührte sie. Ihre Stirne blieb hart und glatt.

Wir Enkelinnen mußten in einer Stube mit ihr schlafen. In härtestem Winter nur mit einer dünnen Decke zugedeckt und bei offenem Fenster. Eine altmodische, blaue Uhr schlug alle Viertelstunden. Um Mitternacht sechszehnmal! Wir beklagten uns, daß wir aufgeweckt würden. „Ach was! Nerven! Wie wollt ihr Kinder gebären!"

Um sechs Uhr mußten wir aufstehen. Wir stellten uns zwar manchmal tot, aber sie nahm uns erbarmungslos Decke, Kissen, ja selbst das Leintuch weg.

Eines Morgens war es, als ob sie etwas besonderes vorhätte. Sie schenkte mir eine Orange zum Frühstück, band sich eine schwarze Schürze um, und schien meinem sonst gewissenhaft überprüften Vorlesen der Tageszeitung wenig Beachtung zu schenken. Als ich gerade bei den Heiratsgesuchen war, unterbrach sie mich mit einem Räuspern:

„Du, Kleine, wann beginnt Ihr Frauenzimmer von heute an derlei Dinge zu denken? In Deinem Alter hatte ich schon zwei Kinder!"

„Wenn wir etwas können, Großmutter! Wenn wir sicher fühlen, daß wir auch ohne die Sorge des Mannes existenzfähig wären." Die alte Dame schüttelte unwillig den Kopf.

„Du setzest Kinder in die Welt, nährst sie, erziehst sie, leitest ein Hauswesen! Ist das nicht genug Existenzfähigkeit?"

Meine Großmutter winkte mich heran. Bei aller Prosa hatte sie Sinn für romantische Posen. Und so hatte ich auf einer schmalen Fußbank zu sitzen und sie lehnte meinen Kopf an ihren Schoß.

„Schau", sagte die alte Oesterreicherin, „der Dr. Schattenfroh wäre doch für dich wie geschaffen! Er kennt mein Kind schon viele Jahre, besitzt ein schönes Vermögen und erst gestern hat er dir einen kleinen Pudel geschenkt. Täglich reitet er aus und dazu noch", — Großmutter suchte sichtlich nach einem Beweismittel, das mir gerade imponieren mußte, — „dazu sieht er noch aus wie ein Lohengrin!" schloß sie triumphierend . . .

Ich blickte träumerisch die Wände entlang, legte im Geiste dem Dr. Schattenfroh die silberne Rüstung an, riß sie lachend wieder ab und dachte nach, ob er irgend jemand aus der Welt-, Kultur- oder Kunstgeschichte wohl gleiche. Dann besann ich mich, ob er einfach „ein lieber Kerl" sei und dann sagte ich sehr sanft: „Nein, Großmutter, ich werde ihn nicht heiraten."

Sie fuhr, ob dieses ungeahnten Widerspruchs ein bißchen überrascht zusammen, reckte sich jedoch gleich und sagte mit steifer Haltung:

„Es wäre meine ausgesprochene Ueberzeugung!"

„Auch dann nicht, Großmutter!"

Da wurden ihre Züge von Stahl und sie stand hastig auf.

„Steht das Gesetz auf dem Kopfe? In diesem Hause widerspricht man nicht!"

„Ich heirate nur aus Liebe!"

„Liebe? So? Gibt es überhaupt nicht! Ist nur ein Vernichtungskrieg zwischen Zweien, daß aus dem Blut- und schmerzgedünkten Boden, ein drittes entstünde, — das Kind!" —

„Du kennst die Liebe, Großmutter?"

„Nein, nein, nein! Ich weiß nicht, was sie ist."

„Sie ist, — sie ist, Großmutter, — daß wir alle aus Schwaben stammen und doch pechschwarzes Haar haben, — daß wir aus der Familie Germanen sein sollten, und die vorspringenden Backenknochen, die tiefbraunen Körper den — Zigeuner verraten. — Unsre dunklen Augen . . ."

Da fiel schwer ein Schlag auf meine Wange.

Ich schrie auf.

Hinter mir schloß sich die Türe.

Am Nachmittag wurde Großmutter bedenklich krank. Jeder sah mich vorwurfsvoll an, aber ich vermochte den Zusammenhang dieses Leidens mit meiner Ungezogenheit nicht zu erklären. Die Aerzte sagten nämlich, es sei Lungenentzündung.

Telegramme flogen hin und her. Wagen rasselten vor und Koffer wurden abgeladen. Man hatte alle Kinder von auswärts rufen lassen.

Es wurde schlimmer und schlimmer. Böse läuteten die

Nachrichten aus der Krankenstube, denn hinein durfte ich nicht, ich war exiliert und wurde scheu gemieden.

Da, — zu ungewöhnlicher Stunde, eines Morgens mußte die ganze Familie versammelt werden. Die alte Mutter wollte vor ihrem Tode noch einmal ihre Lieben um sich sehen.

Halbdunkel, Duft von Blumen und Heiltränken. Sie tastete nach meiner Hand, packte sie und zog mich, eigentümlich fest zu sich herab.

„Kleine Fides! Ich sterbe! Habe meine Pflicht getan. Tu nun auch die deine! Es ist mein letzter Wunsch, die letzte Bitte deiner sterbenden Großmutter! Versprich, — gelobe mir, daß du die Frau des Dr. Schattenhofer wirst!" —

Ein Flüstern ging durch den Kreis, man zupfte mich, nickte mir zu . . .

Da erhaschte ich einen Blick unter den halbgeschlossenen Lidern der Kranken! Starr, unerbittlich, triumphierend . . .

„Nein!" sagte ich laut, und ging wortlos aus dem Zimmer.

Später, am selben Tage, war Großmutter gesund, saß in ihrer schwarzen Schürze am Fenster und las mit der Brille: vom Zeitungstitel bis zum verantwortlichen Redakteur . . . .

Auch das geht vorüber / Von Erich Kästner

Manchmal braucht man gar nicht sehr zu rütteln, wenn der Himmel einstürzen soll. Eine einzige ungeschickte Bewegung genügt dann, und er bricht über uns zusammen. Später — nachdem wir ihn wieder aufgerichtet und notdürftig geflickt haben — können wir fast darüber lächeln. Wir können es tun! Doch wir lassen es schließlich, weil wir die Erinnerung daran nicht weglächeln können. Wenn eine Puppe zerbricht, geht einem Kinde die Welt unter. (Freilich nur vorübergehend) Bei Steinthal und Frau kam es so: Sie waren ein halbes Jahr verheiratet, bewohnten irgendwo zwei Zimmer, und gingen beide ins Büro. Er war Buchhalter im Kaufhaus Goldmann. Sie befaßte sich, in einer Filiale der Deutschen Bank, mit Kontoauszügen. So hätten sie ganz anständig leben können, wenn sie nicht das für heute recht anspruchsvolle Bedürfnis gehabt hätten, eigene Möbel zu besitzen. So hatten sie, nach ihrem in den Bayrischen Alpen verbrachten vierzehntägigen Hochzeitsurlaub damit begonnen, ihre zwei leergemieteten Zimmer hübsch und behaglich einzurichten. Mit dem traurigen Resultat, daß sie seitdem Monat für Monat, an den Tapezierer Gerstmann fünfzig Mark, an den Malermeister Fritzsche zwanzig Mark, an die Möbelfirma Hecht siebzig Mark und an ein Gardinengeschäft in der Seilergasse dreißig Mark abzuzahlen hatten. Hundertsiebzig Mark im Monat.

So kam es, daß sie, von einem Spaziergang durch die Altstadt, an einem Dezemberabend sehr mißgestimmt nach Hause kamen, und die junge Frau, am Fenster stehend, sagte: „Weißt ich glaube, wir werden uns nichts zu Weihnachten schenken können."

„Es ist zwar das erste Weihnachtsfest seit unserer Hochzeit," meinte er bedrückt und wußte nicht weiter.

„Das hilft nun alles nichts. Wir holen es nächstes Jahr nach."

„Gut", sagte Steinthal.

„Versprich mir, daß du mir kein einziges Geschenk kaufen wirst!"

„Aber nur wenn du dasselbe versprichst."

„Selbstverständlich". Steinthal und Frau waren sich einig. Wenn er nun, vom Büro aus, abends durch die Geschäftsstraßen lief, wagte er kaum in die Schaufenster zu sehen; und nie blieb er auch nur einen Augenblick vor ihnen stehen. Er konnte ihr nichts schenken. Und außerdem; er durfte es ja nicht einmal. Einen kleinen Christbaum hatten sie natürlich gekauft. Ein bißchen Schokolade und ein paar Fäden Silberhaar hingen auch daran. Doch als sie dann, am Heiligen Abend, auf dem kleinen grünen Sofa saßen, das noch nicht ganz bezahlt war, fühlte er sich recht elend und bemitleidenswert. Sie zündete das halbe Dutzend Kerzen an, die, wie der Krämer beschworen hatte, nicht tropfen würden. Er schaute, betrübt lächelnd zu, fuhr ihr verlegen streichelnd über den Rücken und sagte: „Du hättest doch einen reichen Mann nehmen sollen. Es ist schon wahr, wir haben nun unsere Möbel . . . Satt gegessen haben wir uns ja auch . . . Aber trotzdem, ich hätte dir so gern etwas Hübsches geschenkt. In der Seestraße, bei Blusenpracht, lagen so schöne . . ." Da war sie aber schon im Nebenzimmer verschwunden, und er saß allein. „Alter [illegible]" meinte er zu sich selber, „nun sitzt sie nebenan au[illegible]nd heult . . ."

Plötzlich fühlte er ihre Hände vor den Augen. Ein Schreck durchfuhr ihn. Und sein Herz schlug laut.

„Du darfst mir nicht böse sein," hörte er sie sprechen. „Du darfst nicht böse sein, aber ich brachte es nicht übers Herz."

Dann löste sie ihre Hände von seinem Gesicht. Vor ihm auf dem Tisch lag eine grün und schwarz gestreifte Krawatte, und daneben glitzerten, in einer kleinen mit Samt ausgeschlagenen Schachtel, zwei schöne Manschettenknöpfe . . .

Es waren unheimliche Minuten. Er brachte kein Wort heraus. Ihr Gesicht, das eben noch vergnügt getan hatte, verzog sich Zug um Zug, bis es ganz ängstlich und verzweifelt aussah.

Er erhob sich, fegte die Geschenke beiseite, daß sie vom Tisch fielen, und holte Hut und Mantel. Als er, angezogen zurückkam, saß sie auf dem (noch nicht völlig bezahlten) Teppich, suchte die Manschettenknöpfe zusammen und schluchzte. Beide waren unglücklich! Er, weil er sein Wort gehalten, und sie, weil sie ihm etwas geschenkt hatte. Sie wußten sich keinen Rat. Sie kamen nicht auf den Gedanken, einander Vorwürfe zu machen. Denn jeder wußte vom andern: er hat es gut gemeint. Sie waren hoffnungslos traurig. So traurig, wie eigentlich nur Kinder sein können. Es ist schon so: der Himmel war eingestürzt. Alles war zertrümmert.

So blieb es lange. Er stand in Hut und Mantel an der Tür. Sie saß auf dem Teppich und weinte die neue Krawatte naß. Später wagte sie es, den Kopf ein wenig zu heben und fragte flüsternd: „Bist du mir sehr böse?"

Da kniete er in Hut und Mantel, neben ihr nieder und sagte beinahe lächelnd: „Nein!" Und dann begannen sie, den Himmel wieder aufzurichten. Was eine sehr traurige und zugleich sehr glücklich machende Weihnachtsbeschäftigung war.

Die weiße Lif / Von Ehrhart-Dachau

Die reine weiße Landschaft, die gestern abend noch harter Frost umklammert hielt, wirkt jetzt schal und grau. Ueber Wald und Moor segeln schwere Wolkenfetzen.

Im Graben unter den überhängenden Weiden im Moor schnürt ein Fuchs. Der schaut recht verdrossen aus. Die ganze Nacht unterwegs, hat er och keinen Fang gemacht. Jetzt wo der schlanke Rüde den Steg bei den Torfhütten überquert, schlägt ihm blutwarmer Mäusedunst in die Nase. Er verhofft froh, zieht dem guten Dunst nach, dem zwar noch ein anderer, störender beigegeben ist, und findet das Großwiesel mit der Maus im Fange hoch auf dem trockenen Wasen in der Torfhütte sitzen. Das graziöse schlanke Wesen äugt furchtlos auf ihn herab, und als er nun — dumm genug — nach ihm schnappt, läßt es die Maus nicht fahren. So dumm ist Lif nicht. Sie faucht ihn nur giftig an und behauptet ihren Platz. Der Fuchs, der kein Meister im Hochsprung ist, und außerdem weiß, daß er Lif nie erwischt, schwenkt wütend die Lunte und zieht ab. Jetzt aber los auf die Fasanen.

Der schönen Lif, mit ihrer wundervollen, weißen Winterschutzfarbe, mit dem gelblichen Bauchhaar und mit nichts auffallendem als höchstens einem kleinen schwarzen, koketten Schwanzspitzchen behaftet, fiel der Mäusefang nicht so schwer. Mühelos konnte sie die Nager bis in ihre letzten Unterschlupfe verfolgen. Sie spazierte durch deren Schneegänge, wie auf eigens für sie gemachten Straßen, lauerte unsichtbar, weiß im Weißen, vor den Erdlöchern, um dann die unvorsichtige Beute mit einem einzigen Biß zu töten. Damit war das Schönste für sie erledigt. Lif liebte die Jagd, den Sport als solchen und die damit verbundene Aufregung mehr als ihr Wild, das sie oft unberührt liegen ließ. Aber: Nehmen ließ sie sich nichts! Sie war furchtlos, tapfer, wagte sich an Tiere heran, die sie an Kraft und Größe um ein Gewaltiges überragten; im Zorn oder in der Not kannte ihr Mut keine Grenzen. Die Maus, die sie vorhin gefangen und unter gar keinen Umständen dem Fuchs ablassen wollte, läßt sie jetzt angewidert liegen. Sie gelüstet schon wieder nach anderem. Also läuft sie an den Sparren auf und ab, steckt die Nase in jeden Winkel des Schuppens, durchstöbert Boden und Dach. Aber da ist nichts Interessantes zu finden.

Plötzlich schrickt sie zusammen, steht wie ein Pfahl. Hochaufgerichtet sichert das Wieselweibchen, nur die kleine schwarze Rutenspitze zuckt nervös, mit aufgesträubten Haaren. Lif hat eine Witterung bekommen, die sie sehr erregt . . .

Rambatz, der verdammte Dorfköter, der tags so brav an der Kette liegt, und nachts von seinem ahnungslosen Besitzer zur Hofbewachung freigelassen wird, hat hier wieder einmal gejagt. Sie spürt die ihr unangenehme Witterung scharf, daneben aber einen anderen, köstlichen Dunst, den eines frisch schweißenden Hasen. Ob er den Rammler gekriegt hat?

Mit weiten flachen Sprüngen folgt Lif auf der Spur dieser Jagd, die mit vielen Haken durch das Moor führt. Bei den Erlen am Hügelrand hat der Hase geschickte Mätzchen gemacht, die den Hund irritierten. Lif arbeitet nur die Schweißspuren des Hasen aus. So lange, bis nach einer Weile wieder die kälberhufgroßen Stapfen des Hofhundes dazu stoßen. Dort ging die Hatz wieder zurück, und endlich steil über den Hügel hinauf einen Waldschlag, und in diesem, zwischen Brombeerranken und Gestrüpp, hatte der Hund die Spur verloren.

Lif hielt sie besser. Sie weiß, daß der Hase durch das Stangenholz geflohen ist, aber der dunkle Waldboden da drin paßt ihr nicht. Sie fühlt genau, daß sie dort zu auffallend wirkt, ihre Farbe ist zu grell in diesem Gelände. Deshalb umschlägt sie den Ort und richtig drüben führt die Spur wieder in eine weite verschneite Schonung hinaus. Der Dunst nimmt zu. Lif richtet sich auf, windet . . . jetzt ist er warm! Sie sackt wie tot zusammen, versinkt im Schnee. Das ist kein Raubtier mehr, das ist eine herzlose kalte, weiße Viper.

Der geplagte Hase hat sich unter die überhängenden Aeste einer Jungfichte gedrückt. Vielleicht hat er schon vergessen, daß ihn der Köter jagte. Vielleicht denkt er gar nimmer an diese Jagd. An diese entsetzliche, viele Kilometer lange Flucht auf der Landstraße vor dem schnaubenden Ungetüm, das ihn schließlich doch einholte, den rechten Vorderlauf abbiß und damit den Hund auf seine Spur setzte. Ach, was ein Auto ist, und daß ein einziger frischer Satz ins Dunkle hinein Rettung vor der gefühllos geführten Menschenmaschine brächte, das werden die Gamaschenbrüder wohl nicht so schnell begreifen lernen.

Dreierlei aber empfindet das Tier bestimmt: die fremde Umgebung, seine zerquetschte Pfote, und die Unsicherheit, die Verwundetsein jedem freien Tiere verschafft. Es ist ein hartes, arterhaltendes und strenges Gesetz der Natur: Wer krank ist, wer Blut verliert, verrät sich leicht, muß sich verstecken, sonst ist er verloren. Zweimal gejagt in einer Nacht, einmal mit 60 Kilometer Geschwindigkeit und einmal mit zerquetschter Pfote, das ist selbst für den kräftigsten Hasen zu viel.

Immerhin. Es ist still hier oben und nach dem Erlebten fast behaglich. Der kranke Mümmler nickt vor sich hin. Plötzlich ist Unsicherheit da. Knackte ein Zweig? War es überhaupt einer? Oder am Ende? Ah! Da hockt es ihm schon im Genick, weiß, leicht wie eine Feder, festgebissen, aber im ersten Anhieb nicht tief genug. „Oh—weh—oh—weh —we—weeh! geht die Klage. Läufe schnellen, poltern sinnlos durch die Ranken, über meterhohe Hindernisse fegt die Jagd, aber der weiße Reiter läßt sich nicht abschütteln. Hinaus auf dem Waldweg, durch die Schonung hinunter, ein paarmal überschlagen und schnell weitergetrampelt, sonst ist es aus. Und auf dem ganzen Wege hilflos, mit der kleinen dünnen Menschenstimme geschrien.

Lif stört das nicht, sie kann reiten. Ihre Zähne sind wie Klammern. Wie ein Blutegel haftet sie an ihrem Opfer. Das wird endlich müder, aus Geschrei wird Röcheln, und wie der Hase beim nächsten Sprunge taumelt, schickt sie ihn mit einem einzigen furchtbaren Biß zu Boden. Sie trinkt sein Blut, sie berauscht sich förmlich daran, ihr weißes Köpfchen ist dunkel bespritzt; satt und zufrieden tanzt sie umher, springt, überschlägt sich vor Glück und rennt dann in einem Zuge durch Gräben und Unterschlupfe hinunter ins Moor.

Es ist wieder still wie vorher. Schneee fällt von den Zweigen. In den Stauden steht plötzlich ein Fuchs, windet, sichert. Mit den Fasanen ist es nichts gewesen. Aber dies hier, endlich herrlich! Knochen krachen . . . Und der trübe Tag steht auf.

Humor

Der Unterschied. A.: „Welches ist der Unterschied zwischen Rheumatismus und Gicht?" — B: „Also, das ist so: Wenn du den Finger in einen Schraubstock hältst und die Schraube anziehst, bis du es nicht mehr aushalten kannst — das ist Rheumatismus; ziehst du aber die Schraube noch ein wenig zu, dann ist es Gicht."

Komplimente. Er: „Jedesmal, wenn ich Sie sehe, muß ich denken: Führe mich nicht in Versuchung." — Sie: „Und ich denke: Erlöse mich von dem Uebel"

Im Beruf geblieben. „Wie fühlst du dich in deiner Ehe?" — Schauspielerin: „Wie auf der Bühne. Ein Auftritt folgt dem anderen."

Die Galoschen des Arztes

Von Michael Soschtschenko

Erzählungen, wie sie zu Feiertagen üblich waren, werden bei uns überhaupt nicht mehr geschrieben. Die Hauptursache — es fehlt an Feiertagen und überhaupt an Heiligkeit im Leben. Es ist nichts geblieben.

Jeglicher Mystizismus, alle Wunder, Geister, all das ist in die Geschichte übergegangen — es gibt solche Dinge nur noch, wie man sagt, im Lande Mythos.

Die Geister sind übrigens geblieben. Ich kann euch, Bürger, von so einem Geist erzählen.

Diese Begebenheit hat sich kurz vor Weihnachten wirklich abgespielt. Im Dezember.

Ein Mediziner, ein Internist und Kinderarzt, hat sie mir erzählt.

Der Arzt war schon in vorgeschrittenem Alter, vollkommen grau. Ob er gerade nach diesem Vorfall grau geworden war, oder überhaupt ergraut war — das ist unbekannt. Tatsache ist, daß er grau war und eine heisere Stimme hatte.

Mit der Stimme verhält es sich ebenso. Es ist unbekannt, wovon sie so krächzend wurde. Ob von diesem Vorfall oder überhaupt.

Aber es handelt sich nicht darum.

Also dieser Arzt saß in seinem Kabinett und überlegte: „Heute sind die Kranken überhaupt nichts mehr wert. Jeder will sich nur auf Krankenkassenkarte behandeln lassen. Keine Rede davon, daß man zu einem Privatarzt ginge. Man wird das Geschäft zusperren müssen."

Plötzlich läutet die Glocke.

Ein Bürger in mittlerem Alter tritt ein und klagt über seine Unzulänglichkeit. Das Herz, sagt er, setzt jeden Augenblick aus, und überhaupt fühlt er, daß er kurz nach diesem Besuch beim Arzt sterben würde.

Der Arzt untersucht den Kranken — es fehlt ihm nichts. Er ist gesund wie ein Stier, rosig wie ein Schweinchen, der Schnurrbart strebt in die Höhe. Und alles ist in Ordnung.

Der Arzt gab ihm irgendwelche unschädliche Tropfen, bekam einen Rubel für die Visite, der Patient ging.

Am nächsten Tage um die gleiche Stunde kommt zum Arzt eine alte Frau in Trauer. Jeden Augenblick schneuzt sie sich und weint. Schließlich sagt sie:

„Gestern", sagte sie, „war hier mein geliebter Neffe Wassili Ledenzow. Vergangene Nacht ist er gestorben, Herr Doktor. Ich wollte eben jetzt um einen Totenschein bitten."

Der Arzt erwiderte:

„Sehr merkwürdig, daß er gestorben ist. An diesen Tropfen sterben nur sehr wenig Leute. Nichtsdestoweniger kann ich den Totenschein nicht ausstellen. Ich muß die Leiche sehen."

Die Alte ist einverstanden.

„Ausgezeichnet, wir werden zusammen gehen. Es ist ohnedies nicht weit.

Der Arzt nahm ein Instrument, legte — *Achtung!* — Galoschen an und ging mit der Frau.

Sie kriechen auf das fünfte Stockwerk. Treten in die Wohnung. Wirklich, Weihrauch ist zu spüren. Die Leiche liegt ausgestreckt auf dem Tisch. Ringsherum brennen Kerzen. Und daneben sitzt eine Frau und heult.

Der Arzt wittert Unannehmlichkeiten.

„Ach du alter Lebkuchen", denkt er, „sich bei so einem Kranken nicht auszukennen! Eine Todsünde ist das! Und so viel Arbeit für einen Rubel!"

Er setzt sich an den Tisch und schreibt eilig den Totenschein. Schreibt ihn, reicht ihn der Alten und verschwindet, so schnell er kann.

Er kommt hinunter. Ist schon beim Tor. Plötzlich bemerkt er: „Die Galoschen hab ich oben vergessen."

„Da hab ich mir was eingebrockt für den einen Rubel! Jetzt kann ich diesen Wolkenkratzer noch einmal erklettern."

Und schleppt sich wieder fünf Stockwerke hinauf. Tritt in die Wohnung. Die Tür steht natürlich offen. Da schau her: der Geist Wassili Ledenzow sitzt auf dem Tisch und schnürt sich die Schuhe. Schnürt sich einen Schuh zu und streitet mit seiner Frau. Und die Alte geht um den Tisch herum und verlöscht die Kerzen. Macht den Finger feucht und drückt die Flamme aus.

Der Arzt war grenzenlos entsetzt. Er wollte vor Schreck schreien, aber er hatte keine Kraft dazu, und ohne Galoschen, wie er dastand — lief er davon.

Kommt nach Hause, wirft sich auf den Diwan und klappert vor Schreck mit den Zähnen. Dann trinkt er ein paar Baldriantropfen, beruhigt sich und telephoniert zum Kreisamt.

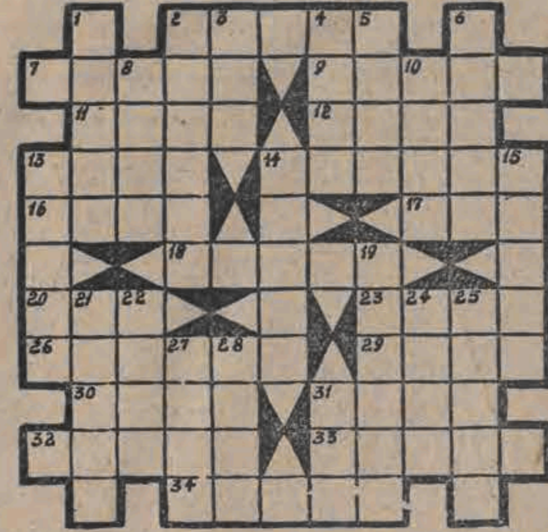
Am nächsten Tage, auf dem Polizeirevier, klärte sich alles auf.

Der Inkassant Wassili Ledenzow hatte dreitausend Rubel Staatsgelder unterschlagen. Er wollte die Spur hinter sich verwischen und ein neues, herrliches Leben beginnen. Es ist ihm nicht gelungen.

Die Galoschen bekam der Arzt zu Weihnachten zurück. Am Heiligabend.



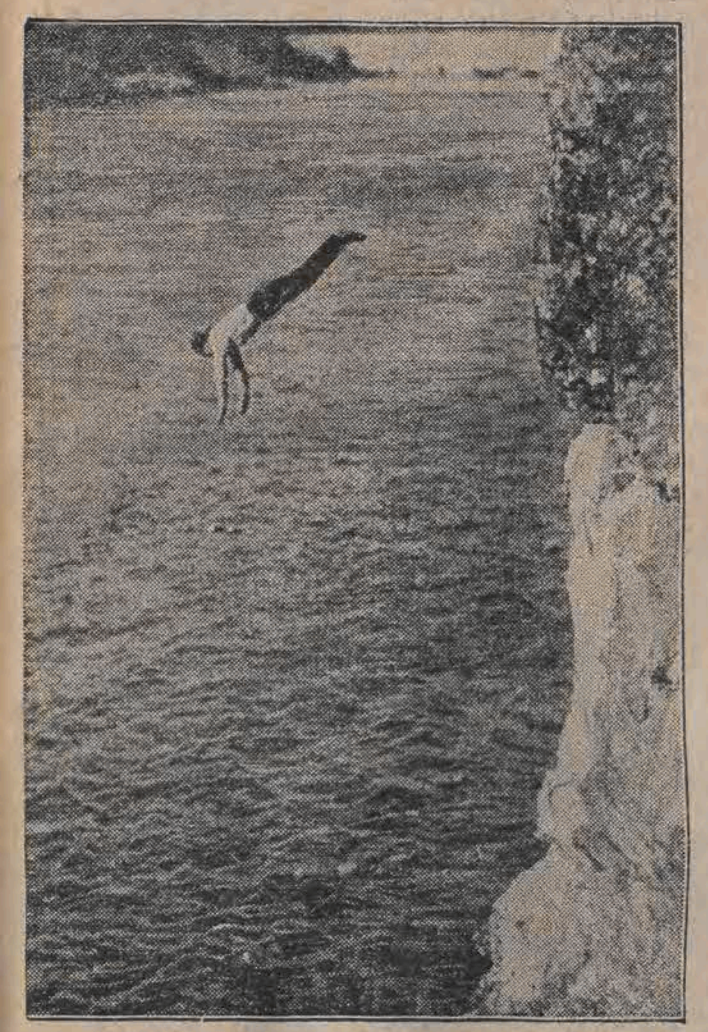
Kreuzworträtsel



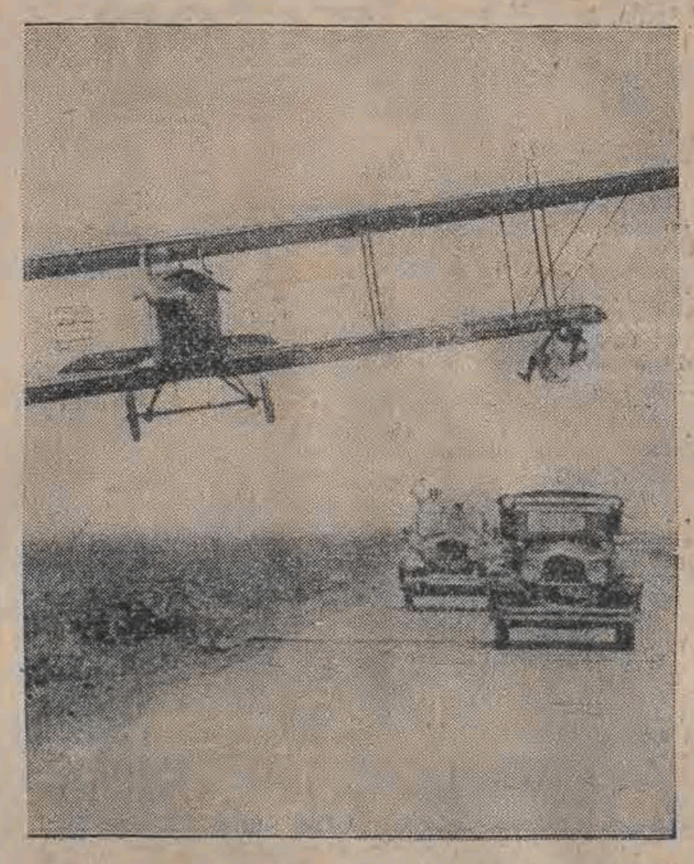
Waagerecht: 2. Vorort von Berlin, 7 Gesetzgeber Athens vor Chr., 9. Schwedischer Preisstifter, 11. Buddhistischer Priester, 12. Soviel wie zwölf Dutzend, 13 Geliebte des Zeus, 14. Schiffseigentümer, 16. Französischer Romanschriftsteller, 17. Hoherpriester, 18. Männlicher Schwimmvogel, 20. Fertig gekocht, 23. Göttin der Zwietracht, 26. Griechische Bergnymphe, 29. Roman von Zola, 30. Küstenteil bei Venedig, 31. Trabant der Erde, 32. Gesetzgeber der Israeliten, 33. Ehrenabzeichen, 34. Küchengerät. — **Senkrecht:** 1. Europäischer Staat, 2. Gemüsefrucht, 3 Exkönigin von Spanien, 4. Räumliche Beschränkung, 5. Güterwagen, 6 Stadt in der Rheinprovinz, 8. Teil der Kommode, 10. Fluß im Harz, 13. Musikstück, 14. Schwarzes Pferd 15. Industriestadt in Sachsen. 19. Titelheldin einer Ballade von Bürger, 21 Stadt in Belgien, 22. Nahrungsmittel, 24. Begrenzung, Zeilenende, 25. Einwohner einer südasiatischen Halbinsel, 27. Blutgefäß, 28. Behälter, 31 Radaulustige Menge.

Die Zeitung im Bild





Gefährlicher Sprung. Der Filmschauspieler Joe Bonomo springt von dem Selbstmörderfelsen, um zu beweisen, daß der Sprung nicht unbedingt tödlich ausfallen muß.



Eine ungewöhnliche Leistung vollbringt ein Filmschauspieler durch seinen Sprung vom Flugzeug aus ins Auto.
Der Filmaufnahmeapparat im Fahrkran ermöglicht Aufnahmen aus beliebiger Höhe.



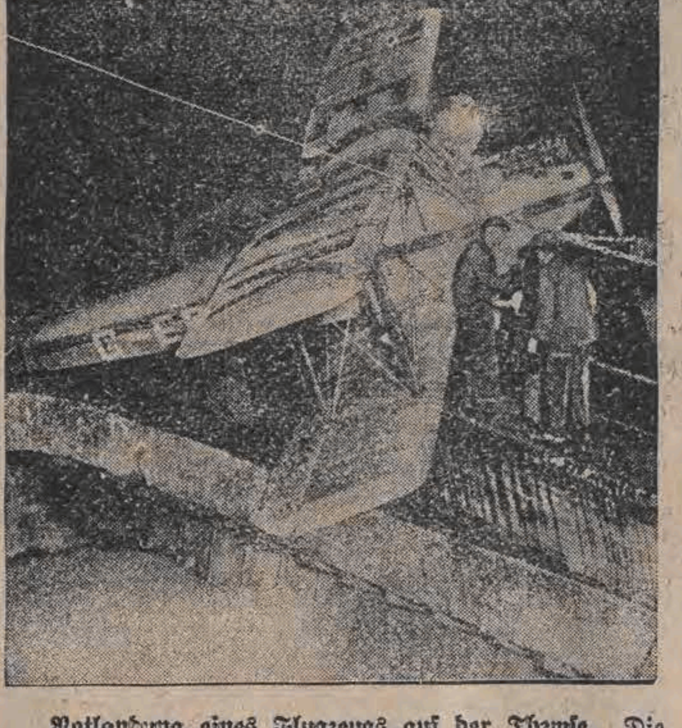


Die Wahlen in Indien. Indier stehen vor einem Rathaus und warten auf das Wahlergebnis.

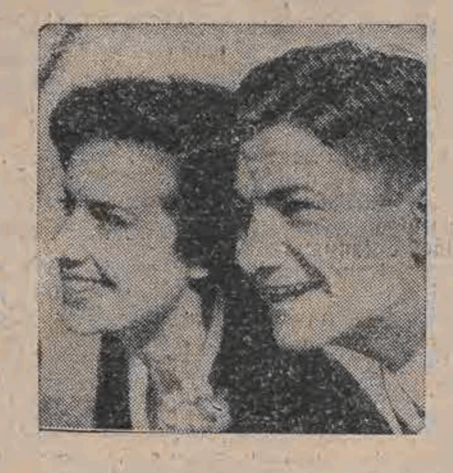


Die Flucht des ehem. kubanischen Präsidenten. Auf dem Bilde Machada, der sich bis vor kurzem in den Vereinigten Staaten aufhielt, bei seiner Landung in Europa.





Notlandung eines Flugzeugs auf der Themse. Die nichtgewollte Landung wäre unglücklich verlaufen, wenn nicht sofort Hilfe eingesetzt hätte

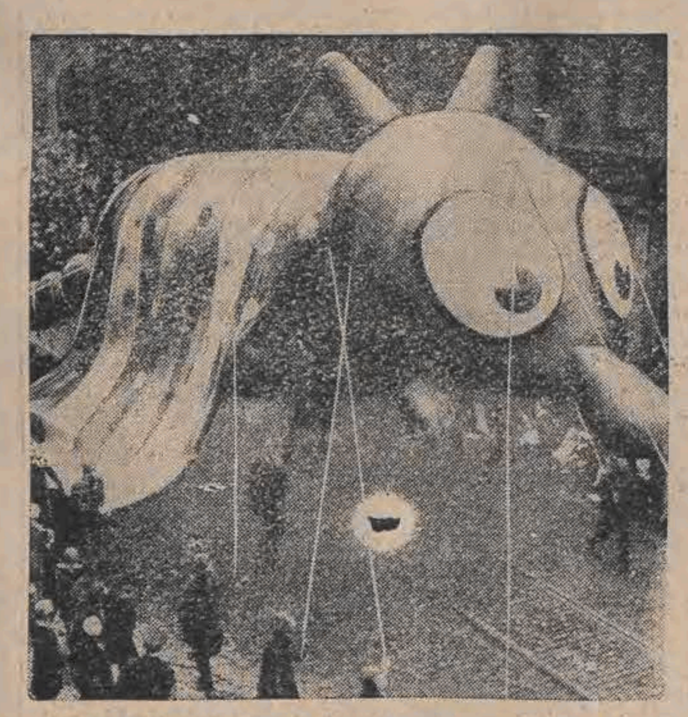


„Hundertprozentige Amerikaner". Diesen Titel erhielten der Student Edmund Lindblom und Luisa Conrec auf einem Universitätsturnier und außerdem noch je 1000 Dollar sowie eine unentgeltliche Reise um die Welt.



Tiger sind an der Leine zu führen!

Der bekannte englische Dompteur Rudolf Matthies, der mit 14 bengalischen Tigern nach einer Weltreise wieder in London eintraf, führte dort seinen Lieblingstiger an der Kette vom Bahnhof zum Wagen.



Die Vorweihnachtszeit in Boston wurde durch Umzüge durch die Straßen eingeleitet

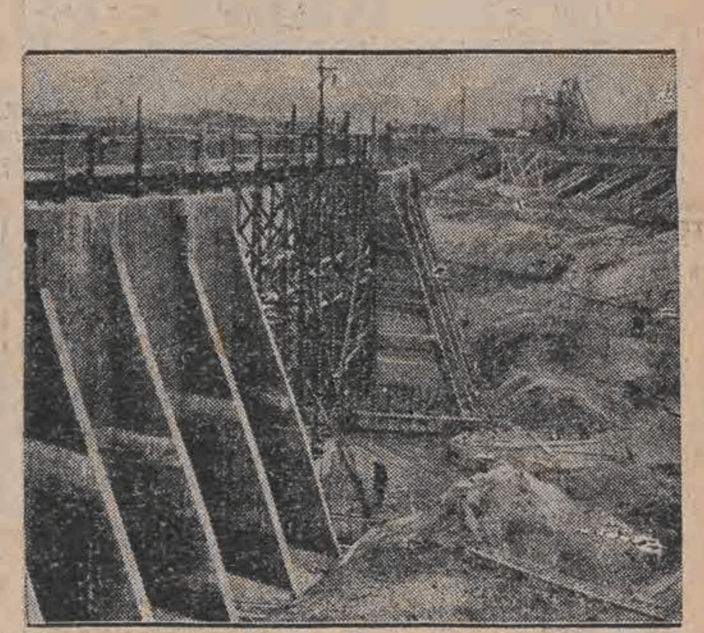


Bild vom Bau des Olympiastadions in Berlin.



(26. Fortsetzung)

Die Boxreinnen rannten zu ihm hin und ehe Peter die Haustür erreicht hatte, hingen sie ihm am Hals.

„Halt ihn — halt ihn," gröhlte Tom übermütig. Sämtliche Mädels bildeten eine feste Kette um den Widerstrebenden. Um des Friedens willen gab Peter nach und ging mit in die Wohnung. Außerdem war er neugierig, was sich jetzt noch alles ereignen würde.

Tom drehte sämtliche Glühbirnen an. Alle Zimmer erstrahlten im hellen Licht. „So, Kinnige, nu machts euch bequem. Nehmt Platz. Wie heißt du denn eigentlich, sag mal?" fragte er die Rote.

„Die rote Sonja nennt man mich. Aber so eine Gemeinheit, dabei habe ich gar keine roten Haare," lachte sie den Boxer an.

„Na, denn bin ich farbenblind, mein Schatz," grinste Tom und faßte sie um die Taille.

Peter betrachtete erstaunt die sonderbaren Nachtgäste. Eine dicke, muskelstarke Brünette warf sich in einen Ledersessel, der trotz seiner Schwere ein Stück zurückfuhr. „Kinder, ich habe einen mächtigen Hunger," ächzte sie.

„Na ja, meine Kleinen, das Mädchen ist leider schon zu Bett. Kräpli, Kräpli, du kannst servieren."

„Ausgerechnet," seufzte Kräpli, „wo so viele Damen da sind? Kinder, wer packt mit an?"

„Ich — ich — ich." Alle wollten zugleich durch die Tür in die Küche laufen.

Tom haschte nach Sonjas Hand und hielt sie zurück. „Laß die andern sausen," murmelte er mit weinschwerer Zunge. „Wir beide machen es uns hier gemütlich."

Die Rothaarige schlang zärtlich den Arm um ihn. „Du bist goldig, mein Junge."

In der Küche trieb man Unsinn. Die Mädels rissen einander die Teller und Bestecke aus den Händen, schlugen sich im Spaß und kreischten.

Peter ging sofort hinter ihnen her, um etwas Ruhe zu stiften. Kräpli kommandierte schon laut herum. Eben riß er einem Mädel eine große Wurst fort, in die sie gerade hineinbeißen wollte. „Wirst du wohl, gefressen wird erst nachher. Hier pack mal an." Er reichte ihr einen Stoß Teller hinüber. Ebenso laut und lärmend wie in der Küche, pflanzten sich jetzt alle um den Tisch. Sonja hatte ihren Platz auf Toms Schoß. „Süßer, ich füttere dich, ja?" erklärte sie und zog eine Schüssel mit Lachs heran.

Wenn das Geschnatter zu laut wurde, gab der Chef das Zeichen zur Ruhe. Er saß bescheiden am anderen Ende der Tafel. Bei sich hate er ein blutjunges Ding. Sie war Herzdame und die Einzige der Truppe, die dann und wann einen Ton riskieren durfte.

Kräpli saß wie die Made im Speck. Rechts eine Frau, links eine Frau, was brauchte er mehr? Er fühlte sich so seelig, daß er zu gröhlen begann: „Ganz ohne Weiber geht die Chose nicht." Seine Stimme erstickte im Fettherz und Rausch.

Peter saß still auf seinem Platz und achtete nicht viel auf die Liebkosungen, die ihm eine Lolott zukommen ließ. Aus schmalem Augenspalt glitzerte er Tom haßerfüllt an. Er dachte an Mary.

„Peter, gieße mir ein, der geht ins Blut," forderte ihn Lolott auf. Mechanisch gehorchte er.

Sie trank das Glas in einem Zug leer und rief: „Mehr — mehr!"

„Trink nicht so rasch, du bekommst ja einen fürchterlichen Rausch," warnte sie Peter.

Ihre Augen flackerten wie Irrlichter. „Ich will das. Trink doch auch, Peterchen. Ach, du weißt ja gar nicht, wie schön das ist."

Peter sah sie starr an und goß sich ein volles Glas ein, das er mit einem Zuge leerte.

Unter Toms trunkenem Griff riß die billige Seide. Rrrrttsch! Er schlug die Zähne in das weiße lebende Fleisch Sonjas. Die kreischte laut auf. Peter sah starr auf das Brandmal dieses wilden Kusses.

„Mary — Mary —" flüsterte er vor sich hin. „Prost Kinder!" brüllte er plötzlich laut auf und trank wie ein Sinnloser.

Tom prostete ihm zu. Er wollte aufstehen, taumelte aber wieder hin.

Als Peter einmal einen klaren Moment hatte, riß er sich mit Energie hoch und ging hinaus. Er hatte starke Kopfschmerzen. So betrunken wie Kräpli auch war, wollte er sofort hinterher. Aber Tom hielt ihn zurück. „Laß den Jungen! Dem ist bloß schlecht, der ko — kommt — schon wieder." Diese Worte kamen nur schwer über seine Lippen.

Peter ging noch ein wenig im Garten spazieren, ehe er sich hinlegte. —

Am nächsten Morgen trat Tom mit einem etwas heimtückischen Gesicht in Peters Zimmer. „Na, Peter, wie geht es denn? Mensch, wenn dich Mary so gesehen hätte. Du hast ganz schön mit deiner Kleinen angegeben!"

Peter blickte ihn halb verlegen, halb entsetzt an. „Ich?"

Tom versuchte es gemütlich. „Na ja, du. Scheinst ja schön einen sitzen gehabt zu haben, daß du nichts mehr weißt."

Jetzt merkte Peter, worauf Tom hinaus wollte. „Ach so, kannst beruhigt sein, schon um Marys willen erzähle ich nichts."

Tom wollte ein recht höhnisches Gesicht machen. In diesem Moment rief eine fremde Frauenstimme: „Tom, wo biste denn?"

Tom wurde tiefrot vor Verlegenheit. „Verdammt," entschlüpfte es seinen Lippen. Er eilte schnell zur Tür. „Das kann ich dir sagen, Peter, wem sein Leben lieb ist, der schweigt", brachte er noch schnell theatralisch heraus.

Peter verzog verächtlich sein Gesicht. Unten hörte er noch Tom wütend schimpfen. Eine quakende Frauenstimme antwortete gereizt. Peter erkannte die rote Sonja.

Am Vormittag ging Peter auf den Hof und hackte Holz. Diese körperliche Bewegung in der frischen Luft tat ihm wohl. Tom kam ein paarmal vorbei und schielte mißtrauisch hinüber. Dann sprach er Peter an. Der



„Wat willste ausjeben, Süßer?"

antwortete ihm ganz unbefangen. Tom wurde sichtlich freundlicher. Er reckte jetzt seine Arme aus. Den hatte er also sicher, der würde nichts erzählen. Er lachte in Gedanken. Angst hatten sie doch noch alle vor ihm.

Mittags kamen zwei Telegramme. Eins aus Brüssel. „Kampf sechs Tage eher. Stop Brüssel gegen Moreau. Hurt."

„Ankomme morgen, neun Uhr elf abends, Lehrter Bahnhof. Mary."

Diese beiden weißen Blättchen fegten mit einem Ruck den unreinen Geist aus dem Haus.

Tom zählte an den Fingern ab, wieviel Tage er noch Zeit hatte. Da es ihm etwas knapp erschien, zog er sich auf der Stelle um und begann zu arbeiten. Peter mußte unwillkürlich über diesen automatischen Eifer lachen.

Jetzt, da der Kampf ganz nahe in Sicht war, existierte für Tom weiter nichts. Es schien, als wolle er seine Sünden abarbeiten. Sogar das Abholen Marys von der Bahn wollte er Peter zuschieben, nur damit er pünktlich ins Bett gehen konnte.

Mary war gut erholt. Sie erschien Tom wie verwandelt. Auch er zeigte sich nach den wüsten Weiberauftritten sehr zärtlich und liebevoll. Sein schlechtes Gewissen machte ihn zu einem Mustereheman.

„Du kommst doch mit nach Brüssel? Ich möchte dich immer um mich haben, Marychen."

Mary war glücklich. „Mein Tom", sagte sie. „Mein Lieber, diesmal nicht. Das nächste Mal, wenn ich wieder darf!"

„Darfst? Warum darfst du denn nicht?" fragte er erstaunt.

„Weil —", sie lehnte sich errötend an ihn und drückte ihr Gesicht an seine Brust. „Weil ich keine Aufregungen haben darf, ehe unser Kind geboren ist!"

„Was Mary? Was sagst du?" stammelte er atemlos. Vor Freude hob er Mary wie eine Feder hoch und trug sie durch das Zimmer.

Plötzlich hörte er nebenan Peters Schritte.

„Peter, komm mal rein", brüllte er. „Peter!"

„Nicht Tom", bat sie erschrocken.

Tom hörte nichts. Er stellte Mary vorsichtig hin und riß die Tür auf. Er packte den Erstaunten bei der Schulter und schüttelte ihn hin und her.

„Mensch, Peter, weiß du was mir Mary schenkt?"

Peter lächelte. „Nanu, nanu, du bist aber stürmisch. Was ist denn los?"

„Peter, einen Jungen. Einen Jungen kriege ich."

Peters Gesicht verfiel. Er suchte schluckend nach einem Wort, um zu gratulieren. Nur jetzt die Fassung behalten! Er zitterte plötzlich am ganzen Körper. Tom begann schon wieder aufgeregt zu reden. Er bemerkte Peters Veränderung nicht.

„Peter, den nehmen wir in die Arbeit. Das wird ein Boxer wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Mit fünfzehn Jahren tritt er schon uaf." Er begann, wie immer, an den Fingern nachzurechnen, wann es sein würde.

Mary wurde einen Moment weiß im Gesicht, dann sprühten ihre Augen auf.

„Nein, niemals", schrie sie. Sie streckte ihre Hände wie in wilder Abwehr vor. „Nein, nie, kein Boxer!" Sie wich zurück und lehnte sich gegen die Wand, wo sie heftig zu weinen begann.

Peter sprang entsetzt zu ihr hin. „Aber Mary, was ist dir denn?" Er streichelte sie seit langer Zeit wieder. In seiner Besorgnis lag auch Abbitte.

Sie weinte immer mehr. „Ich will ja nichts", murmelte sie vor sich hin.

Tom hatte ernüchtert mit offenem Mund diesen Gefühlsausbruch mit angesehen. Nun ging er mit festen Schritten aus der Tür und schmetterte sie hinter sich zu. Sie soll sich man nicht so haben, dachte er. Wovon lebt sie denn, womit verdienen wir denn das viele Geld?

Kräpli fegte ihm entgegen. Er machte ein Gesicht wie das leibhaftige böse Gewissen. „Was ist denn los? Hat sie was rausgekriegt?" flüsterte er ängstlich.

„Der Deibel soll alle Weiber holen! Diese ollen Zierliesen! Ist ihr mein Beruf nicht gut genug. Los, wir fangen jetzt an. — Peter!" Seine Stimme schwoll mächtig an. „Peter, komm! Laß sie heulen. Mein Training wartet."

Peter preßte unterdessen Marys Kopf an sein wild pochendes Herz, um ihr das Anhören dieses rohen Gebarens zu ersparen. Doch sie machte sich frei. „Geh nur, ehe er ganz Nassenheide zusammenschreit mit seinem wichtigen Training."

„Mary, du nimmst das alles zu schwer. Was sagt man nicht so alles im ersten Freudenrausch", beruhigte sie Peter.

„Du hast schon recht, Peter; aber er soll mich doch einmal verstehen. Ich war ja eben dumm. Aber mein Kind ist mein, nur mein." An ihrem Gesicht liefen wieder ein paar Tränen herunter. —

In Nassenheide war wieder eifrigster Boxbetrieb. Ein ganzes Heer von Trainingspartnern war ständig draußen. Hurt und mit ihm unzählige Bekannte, Presseleute, Zeichner und Photographen kamen täglich heraus und begutachteten Toms Arbeit.

Der, in seiner großtuerischen Art, lud immer alle Welt zum Essen ein, so daß Mary ununterbrochen beschäftigt war. Sie kam kaum einen Augenblick zu sich. Abends ging sie manchmal mit Peter spazieren. Tom mußte pünktlich zu Bett.

„Ich würde die Arbeit ja gern tun, Peter, wenn ich wenigstens ein bißchen Anerkennung dafür hätte. Aber ich weiß ja genau, dem Herrn Hurt und seinem Anhang ist es ganz gleich, ob sie bei Aschinger ein paar Würstchen essen, oder ob ich ihnen hier etwas zurechtmache. Diese Menschen sind alle so tot. Nein, es sind überhaupt keine Menschen."

Peter gab keine Antwort. Er fühlte mit Mary, aber er wußte ihr nicht zu helfen. Früher hätte er noch eher die Partei offen ergriffen, aber seit jenem Abend fühlte er sich mitschuldig.

„Was ist denn das nur, Peter? Hat Tom keinen Kampf, dann geht er aus und ich habe nichts von ihm. Und wenn er kämpft, dann sind eine Unmenge Menschen um ihn, die mir alle so fremd sind. Und das Schlimmste ist, daß ich ganz genau spüre, bei diesen Leuten fühlt Tom sich wohl. Manchmal kommt es mir vor, als sei ich nicht mit Tom verheiratet, sondern mit seinen Trainern und Masseuren. Es sind ja ganz nette Menschen bei, zum Beispiel der Milhan. Der ist in seiner Art so freundlich und treu, aber was reden sie? Immer und immer wieder dasselbe, wie sie sich da und dort geprügelt haben. Ist ja mal ganz schön, aber Tag für Tag genau das Gleiche. Das kann man doch nicht aushalten!"

Peter schluckte und druckste herum. Die Gewissensbisse, daß er Mary nichts von der nächtlichen Feier erzählt hatte, drückten ihn. Dann brachte er es doch wieder nicht übers Herz, ihr diesen Schmerz anzutun. Er wußte auch nicht, ob er hier fortgehen sollte oder nicht. Es war für ihn kaum noch zum Aushalten, aber Marys wegen fühlte er sich verpflichtet.

Am anderen Tage hatte Mary eine Auseinandersetzung mit Hurt. Dieser brachte immer viele elegante Frauen mit, die Tom bewundern wollten. Zweimal war es Mary schon passiert, wenn sie in ein Zimmer trat, daß sie Tom in einer nicht unverfänglichen Pose mit einer dieser haltlos Genuß heischenden Frauen antraf. Sie zog dann die Tür lautlos zu und behielt ihren Kummer für sich.

Hurt hatte wieder so eine Lebedame mitgebracht, die sich sehr für Tom interessierte. Als Mary allein mit dem Manager im Zimmer stand, sagte sie, außer sich, zu diesem: „Ich dulde das nicht mehr länger. Sorgen Sie dafür, daß dieses Geschmeiß das Haus verläßt. Sonst zwingen Sie mich, das zu tun."

(Fortsetzung folgt.)

Ausstellung Krakauer, Lemberger und Lodzer Plastiker.

Die Räume des Lodzer Instituts für Kunstpropaganda im Sienkiewiczpark beherbergen seit Sonntag die Arbeiten Krakauer, Lemberger und Lodzer Plastiker. Die Ausstellung war ursprünglich im größeren Ausmaße gedacht, denn es sollten noch Kunstobjekte aus den anderen Wojewodschaften ausgestellt werden, doch sind diese anderorts (auch im Auslande) zur Ausstellung gelangt. Auch Lodz ist nur unvollständig vertreten, ebenso Krakau, nur Lemberg ist zahlreich vertreten.

Das Krakauer Kunstzentrum ist durch 37 Künstlern mit 55 Bildern vertreten. Zweifellos sind hier einige alte Namen verzeichnet, doch treten andere jüngere Kräfte auffällig in den Vordergrund. Eine der stärksten Persönlichkeiten ist unbedingt Stanislaw Szwarc; er ist aber nur mit dem einen Bilde „Geknickter Baum" vertreten. Technisch reif, leidenschaftlich und beherrscht zugleich (strenge Linienführung) ist er dennoch ein grübelnder Sucher, doch kein Sucher neuer Wege. Das Bild atmet vom starken Leben und Sterben der Natur. Dann kommt aus der Reihe der Besten Krakaus eine Malerin von starker persönlicher Note. Es ist dies Langrodowa Slawa — sie ist auch nur mit einem Bilde vertreten: „Wnentrze" (Zimmer). Das Bild ist in seiner Technik und Perspektion gut und die Farbengebung sowie Beleuchtung imponiert; Licht und Wärme des Bildes zwingen das Auge immer wieder zum Schauen. Ein schönes Stilleben in Miniatur hat Borys Petrynski ausgestellt; es ist ein wirkliches Schmuckstück. Vielversprechend ist auch Jan Hrynkowski. Seine zwei Bilder: „Martwa natura" und „Martwa natura z ptaszkiem" sind sehr anziehend. Seine Motive wirken lebendig und das Kolorit hat eine eigenartig schöne Tiefe. Auf sein Talent kann man bauen und man wird gewiß noch Hervorragendes von ihm sehen. Dann verdient noch Zygmunt Kaluski mit dem schwierigen Motiv „Spiegelbild" Erwähnung. Beachtenswerte Leistungen gibt es noch von Jan Badower, Eugenjusz Geppert, Henryk Gottib, Wanda Markiewiczowna, Czeslaw Wallis, Zofja Wienowienska (Bild: „Häuschen auf Hela"), Chwalislaw Zielinski (Aquarell-Landschaft), Adam Zebrowski.

Unter den Lembergern ist der Hervorragendste T. Wojciechowski. In ihm entwickelt sich ein Talent ungewöhnlichen Ausmaßes. Seine Werke: „Disput" und „Musikant" üben eine solche dynamische Kraft aus, wie wir es nur an Styka gewohnt sind. Die Farbenharmonie der in vornehmlich dunklen Farben gehaltenen Bilder ist geradezu verblüffend. Der Maler ist nicht nur einer der Besten Lembergs, sondern auch der ganzen Ausstellung. Sehr schön in der Farbengebung ist das Bild „Sommerfrischler" von H. Langerman, einem stillen aber starken Talent von persönlicher Note. Schade, daß Langerman nicht mehr ausgestellt hat. Die übrigen Lemberger sind zum großen Teil Expressionisten; die Besten unter ihnen sind: Otto Hahn, Ludwik Lille, Streng, S. Teissyre, Adam Kramarczyk ist auch Expressionist, aber ein klarer Seher. Seine Bilder sind eindrucksvoll und harmonisch in der Lineinführung.

Am besten kristallisieren sich noch als Ganzes die Lodzer Werke. Hier überrascht ganz unerwartet Samuel Finkelstein. Ich möchte nicht übertreiben; aber irgendwie erinnern seine fünf, alles glänzende Arbeiten, an Mix Liebermann. Man beachte nur die Technik Finkelsteins, dann diese überwältigende Sprache seiner Motive, besonders in „Posilek". Um Finkelstein wird es wahrscheinlich noch viel Streit und Diskussionen geben. Er geht seine eigenen Wege, er ist ein ausgesprochener Milieumaler, ja ein leidenschaftlicher Streiter und Kämpfer für die Leiden der Menschen. Seine fünf ausgestellten Bilder haben durchweg starkes seelisches Gepräge. Man weiß nicht, welches als Bestes zu bezeichnen ist. Finkelstein ist unstreitig die ausgeprägteste Persönlichkeit unter den Ausstellern — und als Talent das vielversprechenste. Auch Mieczyslaw Sieminski (er erhielt vor drei Jahren den Preis der Stadt Lodz)) stellt zwei Bilder aus, natürlich technisch hervorragende, besonders die Pastell-Landschaft. Vier gute Bilder stellt Helena Laria aus. Sie hat ein besonders gutes Gefühl für Perspektive. Sehr fein in der Gliederung sowie schön und harmonisch in der Farbengebung sind die Bilder (besonders „Landschaft") der Aniela Menkosowa. Schönheit, Wärme und Tiefe vereinigt in sich die Landschaft des Szapiro Marek. Doch müßte er mehr auf die Linienführung achten. Von den alten Bekannten stellen zum Teil schon gesehene Werke aus: Tadeusz Trembacz („Z zaulka"), Natan Szpigiel, Fryderyk Kunitzer, Josef Kowner (gut ist das Bild „Kirche in der Altstadt"), M. Gurewicz. Dieser Letzgenannte ist ein vielversprechendes Talent, doch ist er sich noch nicht im klaren, wo er landen soll. Seine zwei Landschaften sind trotzdem wertvolle Bilder. Gut sind die Zeichnungen von M. D. Gotlib, besonders die des „Obdachlosen", welches ausdrucksvoll und stark an das Empfinden der Beschauenden pocht. Dann stellen noch Karol Hiller, Wladyslaw Strzeminski, Zenobjuz Poduszko und der Kubizist Stefan Wegner aus.

Beachtenswert sind noch die Metallplastiken des Joahim Kahane — besonders: „Tulpen". Auch die Bildhauerin Katarzyna Kobro stellt vier Kompositionen aus. Zwei glänzende Bildwerke stellen ihre Kollegen aus Krakau Anna Wallek-Walewska („Langeweile"), Stanislaw Majchrzak (Knabenkopf) aus. Die meisten Bilder kommen aus Lodz — weil 82 mit 19 Malern, Lemberg ist durch 17 Malern mit 28 Bildern vertreten. Charakteristisch für die Ausstellung und für unsere Zeit ist die große Zahl der Maler-Expressionisten, der Sucher, die sich selbst und die Welt der Wirklichkeit nicht mehr finden können. Trotzdem sind unter ihnen hervorragende Talente, die technisch weit vorgeschritten sind.

Die Ausstellung wird noch den ganzen Januar geöffnet sein.

A. S.

Radio-Programm.

Montag, den 24. Dezember 1934.

Polen.

Lodz (1339 kHz 224 M.)
7.25 Schallplatten 7.35 Für die Frau 7.50 Reklamekonzert 12.10 Konzert 13.05 Populäre Musik 16 10 Christfeier 16.40 Schallplatten 16.50 Feiertagskonzert 17.05 Sendung für die Kranken 17.20 Orgelmusik 18.20 Sendung aus Krakau 18 50 Weihnachtsoratorium von Saint-Saens 19.10 Christfeier für die Soldaten 19.50 Weihnachtslieder 21.15 Weihnachtsfeier im Schützengraben 21.30 Oberschlesische Weihnachtssagen 22 30 Sendung für die Auslandpolen 23 Schallplatten 24 Hirtensendung aus dem Paulinerkloster inCzenstochau

Ausland.

Königswusterhausen (191 kHz, 1571 M.)
12 Schallplatten 13 Friede auf Erden 15 15 Heute, Kinder, wirds was geben 16 Konzert 17 Christvesper 18 Der Deutschlandsender wünscht frohe Weihnachten 21 Rudolf Heß spricht an die Auslanddeutschen 21.20 Hänsel und Gretel 24 Christmette.

Heilsberg (1031 kHz, 291 M.)
11.30 Schallplatten 14.40 Das Christkind im Heu 15 30 O du fröhliche 16 Christvesper 17.15 Weihnachtslieder 21 Rudolf Heß spricht zu den Auslanddeutschen 24 Und es waren Hirten auf dem Felde.

Breslau (950 kHz, 316 M.)
12 Konzert 14.10 Schallplatten 16 Konzert 18 Schallplatten 19 Krippenspiel 20 Deutschlands Weihnachtsglocken 21 Rudolf Heß spricht zu den Auslanddeutschen 21.20 Weihnachtslieder 24 Christmette.

Wien (592 kHz, 507 M.)
12 Schallplatten 13 10 Orchesterkonzert 15.20 Jugendbühne 19.10 Abendkonzert 21.05 Friede den Menschen auf Erden 20.15 Weihnachtsmusik 23.50 Christmette.

Prag (638 kHz, 470 M.)
12.35 Salonmusik 15 30 Kinder-Weihnachtsfunk 17.15 Deutsche Sendung 19.05 Friede auf Erden 21.35 Violinkonzert 24 Mitternachtsmesse.

Dienstag, den 25. Dezember 1934.

Polen.

Lodz (1339 kHz 224 M.)
9 Schallplatten 10 Weihnachtslieder 10 30 Gottesdienst 12.03 Salonmusik 13.15 Populäre polnische Musik 13.30 Wunder unter dem Christbaum 14 Ensemble-Konzert 15 Hörspiel 15.30 Musik 16.20 Weihnachten in der Musik 16.45 Humoreske: Ehrensache 17 Tanzmusik 18.05 Lustige Sendung 18.25 Tschechische Tanzschöpfungen 18.45 Hörspiel aus Krakau 19 25 Kindersendung 19.50 Feuilleton: „Polens Kleinod" 20 Wiener Potpourri 20 45 Polnische Weihnachtslieder 21 Schallplatten 22.30 Orchestermusik.

Ausland.

Königswusterhausen (191 kHz, 1571 M.)
9.35 Stunde der Scholle 11 Deutsche Dichter 11.30 Weihnachtskantaten 12.10 Konzert 16 Wunschkonzert 18 Weihnachtsreise durch Deutschland 20 Tanz im Lichterglanz 24 30 Weihnachtsmette.

Heilsberg (1031 kHz, 291 M.)
9.30 Gottesdienst 12 Konzert 14.10 Weihnachtsmette 16 Wunschkonzert 18 Weihnachtsreise durch Deutschland 20.10 Bunter Teller 22.30 Nachtkonzert.

Breslau (950 kHz, 316 M.)
10 25 Feiertagsmusik 12 Schallplatten 12.30 Weihnachtsmette 15.15 Kinderfunk 16 Konzert 18 Weihnachtsreise durch Deutschland 20 Schlesisches Weihnachtsspiel 21 Konzert 22.30 Flockenwirbel.

Wien (592 kHz, 507 M.)
11.20 Heilige Nacht 12 20 Unterhaltungskonzert 16 40 Fünf-Uhr-Tee 19 20 Lieder 20 Eine Nacht in Venedig 22.45 Blasmusik 24 Schallplatten.

Prag (638 kHz, 470 M.)
12.15 Militärkonzert 16 Orchestermusik 17 Tschechische Weihnachtslieder 17.55 Deutsche Sendung 19 25 Militärkonzert 21.10 Slowakische Weihnachtsstunde 22.30 Schrammelmusik.

Mittwoch, den 26. Dezember 1934.

Polen.

Lodz (1339 kHz 224 M.)
9 Schallplatten 9.45 Für die Hausfrau 10 Gottesdienst 11 Populäre Musik 12.15 Philharmonisches Konzert 14 Leichte Musik 16.20 Gesangrezital 17 05 Tanzmusik 17.50 Wie entsteht das schöne Buch 18 Theatersendung 19 Leichte Musik 19.50 Aktuelles Feuilleton 20 Humoreske: Lied und Schreibtisch 20 10 Konzert 20 15 Wie arbeiten wir in Polen 21 Chopinkonzert 21.40 Dankonzert 22.15 Reklamekonzert 22.30 Sport 22.45 Tanzmusik.

Ausland.

Königswusterhausen (191 kHz, 1571 M.)
9 Morgenfeier 11 30 und 14 Schallplatten 12 10 Konzert 14.45 Lausbuben Weihnachten 16 Konzert 20 Buntes Konzert 21 Weihnachten im Grenzland 23 Tanzen unterm Weihnachtsbaum.

Heilsberg (1031 kHz, 291 M.)
9 Morgenfeier 12 Konzert 14.30 Schallplatten 15.35 Kinderfunk 16 Wunschkonzert 20 Buntes Konzert 22.30 Unterhaltungskonzert.

Breslau (950 kHz, 316 M.)
10.30 Schlesische Komponisten 12 Konzert 14.15 Lieder 15.40 Kinderfunk 18.50 Gesunde Feiertage 20 Buntes Konzert 21 Weihnachten im Grenzland 22.30 Unterhaltungskonzert.

Wien (592 kHz, 507 M.)
12.30 Konzert 16 Militärkonzert 188.35 Beethovenkonzert 19.35 Lustspiel: Der ewige Jüngling 21.45 Schlager von 1919 — 1925 23.45 Tanzmusik.

Prag (638 kHz, 470 M.)
12 15 Bunte Stunde 16 Weihnachtslieder 16.45 Orchestermusik 17.55 Deutsche Sendung 19 30 Oper: Die Jacobiner 22.30 Leichte Musik.

Donnerstag, den 27. Dezember 1934.

Polen.

Lodz (1339 kHz 224 M.)
7.25 Schallplatten 7.35 Für die Hausfrau 12 10 Für die Kinder 12.30 Konzert 15.45 Revueschlager 16.45 Französischer Unterricht 17.50 Lodzer Briefkasten 18 05 Schallplatten 18.15 Klavierrezital 18 45 Was lesen 19.30 Lieder 19.50 Sport 20 Leichte Musik 20.55 Wie arbeiten wir in Polen 21 Abendkonzert 22 Reklamekonzert 22.15 Tanzmusik.

Ausland.

Königswusterhausen (191 kHz, 1571 M.)
12 Konzert 13 Schallplatten 15 15 Reise ins Wunderland 16 Konzert 19 Unterhaltungskonzert 20.40 Fröhlicher Abend 23 Haydn-Strauß-Konzert.

Breslau (950 kHz, 316 M.)
12 Konzert 14 10 Schallplatten 15.10 Kinderlieder 16 Konzert 17.35 Für die Frau 19 Konzert 20.40 Zum Tanze erklingen die Geigen 22.30 Tanzmusik.

Wien (592 kHz, 507 M.)
12 Konzert 15.40 Kinderstunde 16.10 Konzert 19 25 Das Veilchen 23.20 Schallplatten 23.50 Tanzmusik.

Prag (638 kHz, 470 M.)
12.35 Russische Musik 13 35 Schallplatten 15.55 Jazzmusik 17.55 Deutsche Sendung 19.30 Buntes Konzert 22.30 Volkstümliche Lieder.

Das

Weihnachtsgeschenk

des Hausvaters und der Hausfrau

sind praktische Gegenstände

Wollene Stoffe / Seiden / Weißwaren
Wäsche der Firma Plihal
Gummischuhe der Firma F. W. Schweikert
Handschuhe / Pullover / Sweater / Tücher
Halstücher / Wäsche aller Art

empfiehlt zum Fest

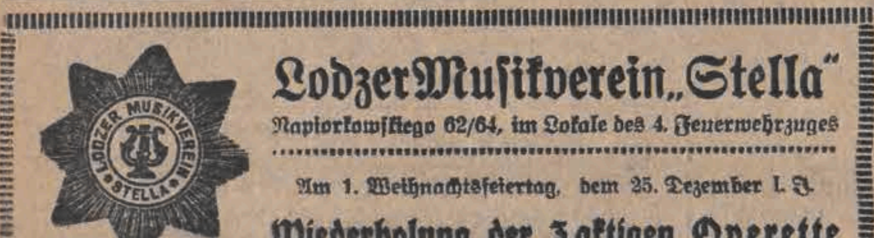
zu festen, billigsten, weil Fabrikpreisen

„Bławat Polski"

Lodz, Zgierska 29, Ecke Baluter Ring

Ihr Kind wünscht sich zum Weihnachtsfest ein Buch!

Ihr jüngstes — ein Bilderbuch zum Schauen,
das ältere — Märchen zum Hören,
das große — das Buch von Reisen und Abenteuern
und Sie?
auch ein Buch!
aus der **Buchhandlung G. E. RUPPERT**
Lodz, Glowna 21.



Lodzer Musikverein „Stella"

Napiorkowskiego 62/64, im Lokale des 4. Feuerwehrzuges

Am 1. Weihnachtsfeiertag, dem 25. Dezember l. J.

Wiederholung der 3aktigen Operette

„Meine Herzenskönigin"

von Georg Mitte

Beginn pünktl. 4.30 Uhr nachm. Nach der Vorstellung gemütl. Beisammensein
Erstklassige Musik. Täglich Billettvorverkauf im 4. Zuge. Gutes Büfett

---



Verein deutschsprechender Katholiken

Sonntag, den 30. Dezember, im Saale der „Eintracht" Senatorska Nr. 26

Familienabend

unter dem Leitwort:

„Weihnacht, wie bist du so schön"

Beginn 4 Uhr nachmittags. Eintritt Zl. 1.50, für Kinder frei
Aufführung eines alten deutschen **Krippenspiels** durch die V. d. K. Jugendgruppen / Schillersche Musik / Gesang / Gemütliches Beisammensein Büfett. Um freundlichen Besuch bittet der **Vorstand des V.d.K.**

Heilanstalt „WIDZEW"

Spezialärzte und zahnärztliches Kabinett
Rokicinska-Straße 47 Tel. 234-44
Empfang am Orte für alle Spezialkrankheiten. Krankenbesuche in der Stadt. Analysen. Venerische Verhütungsstation. Geöffnet v. 8 Uhr früh bis 8 Uhr abds Sonntags von 9 bis 1 Uhr
Konsultation 3 Zloty

Spezialärztliche Venerologische Heilanstalt

Zawadzkastraße 1 Tel. 122-73
Geöffnet von 8 Uhr morgens bis 9 Uhr abends
Venerische, Harn- und Hautkrankheiten. Sexuelle Auskünfte (Analysen des Blutes, der Ausscheidungen und des Harns)
Vorbeugungsstation ständig tätig — Für Damen besonderes Wartezimmer **Konsultation 3 Zloty.**

Dr. med.
G. Gersztajn
Spezialarzt für **Augenkrankheiten**
Traugutta 12
Tel. 175-10
Empf. von 11—1 u. v. 7—8 abends

Dr. med.
S. Liebeskind
Frauenkrankheiten und Geburtenhilfe
umgezogen nach der
Andrzeja Nr. 2
Telephon 216-66
Empfängt von 4—6 Uhr

Kanarienvögel,



Wellensittiche, Gold- und exotische Zierfische, Käfige, Aquarien, diverse Fisch- und Vogelfutter. — Sämtliche Bedarfsartikel für Zucht und Pflege. — Spratts Hundekuchen empfiehlt
Zoologische Handlung
M. Kenig, Lodz, Nawrot 43a Tel. 242-98

Weihnachtsgeschenke

kauft man gut und billig nur bei
K. TÖLG PETRIKAUER 88

WŁ. SZYMANSKI

Juwelier und Uhrmacher, Glowna 41
empfiehlt Zimmer-, Taschen- u. Armbanduhren, Gold-Geschmeide, Trauringe und plattierte Waren. Aller Art Reparaturen werden solid und billig ausgeführt

---

Institut für ärztliche Kosmetik

und die **Schule für Kosmetik** **„MIMAR"**
wurden von der Narutowiczastr. 9 nach der
Sienkiewicza 37 Telephon 122-09
übertragen.

Dr. Klinger

Spezialarzt für venerische, Haut- u. Haarkrankheiten
Beratung in Sexualfragen
Männerschwächebehandlung
Andrzeja 2 Tel. 132-28
Empfängt von 9—11 früh und von 6—8 Uhr abends
Sonntags und an Feiertagen von 10—12 Uhr

Dr. med.
A. Kleszczelski

Chirurg Urolog
Krankheiten d. Nieren, d. Blase u. Harnwege
Narutowicza 16 (Pilsudskiego 76)
Tel. 127-79
Sprechstunden von 4—6 nachm.

Dr. med. Heller

Spezialarzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten
Traugutta 8 Tel. 179-89
Empf. 8—11 Uhr früh u. 4—8 abends. Sonntag u. 11—2
Besonderes Wartezimmer für Damen
Für Unbemittelte — **Heilanstaltspreise**

Zeiß-

Praktische Weihnachtsgeschenke

Brillen und **Klemmer**
von einfachster bis zu feinster Ausführung, sowie **Operngläser, Lorgnons, Barometer, Thermometer, Vergrößerungsgläser** und **Reißzeuge**
Gläser — empfiehlt das
Optische Geschäft F. POSTLEB, Lodz, PETRIKAUER STRASSE 71
Außerdem zu den billigsten Preisen: **Rasierapparate, Rasiermesser, Taschenmesser, Taschenlampen** und **Thermosflaschen.**

Veterinärarzt
Maksymilian A. REICH

Nawrot 1a Telephon 175-77
empfängt bei Tiererkrankungen (Spezialität: Stubenhunde) von 9 bis 1 Uhr mittags und von 4 bis 7 Uhr abends. Heilanstaltspreise.
Hausbesuche bei kranken Tieren.

Heilanstalt

Petrikauer 294
bei der Haltestelle der Pabianicer Zufuhrbahn
Telephon 122-89
Spezialärzte und zahnärztliches Kabinett
Analysen, Krankenbesuche in der Stadt
Tätig von 11 Uhr vormittags bis 8 Uhr abends
Konsultation 3 Zloty

Venerologische Heilanstalt

für venerische u. Hautkrankheiten wurde übertragen nach der
Zielona 2 (Petrikauer 47)
Von 8 Uhr früh bis 9 Uhr abends. Sonntags von 9—2 Uhr nachm. Von 11—2 u. 2—3 empfängt eine Aerztin
Konsultation 3 Zloty

Dr. med. H. LUBICZ

Spezialarzt für Haut-, Harn- u. venerische Krankheiten
Cegielniana 7 Tel. 141-32
Empfängt von 8—10, 12—2 und 5—8 Uhr
An Sonn- und Feiertagen von 9—11
Für Damen besonderes Wartezimmer

Dr. med. FELDMAN

Frauenkrankheiten und Geburtshilfe
zurückgekehrt
Kiliński 113 (Nawrot 41)
Tel. 155-77

Dr. med.
Mieczysław MARKOWICZ

Frauenkrankheiten und Geburtenhilfe
Sienkiewicza 3/5 Tel. 202-42 oder 143-40
Empfängt von 6—8 Uhr abends.

Heilanstalt „OMEGA"

Aerzte-Spezialisten u. zahnärztl. Kabinett
Glowna 9 Tel. 142 42
Die Hilfeleistungsstation ist Tag und Nacht tätig
Auch Visiten in der Stadt. — Elektrische Bäder
Analysen. — Quarzlampen. — Röntgen
Diathermie
Konsultation Zloty 3.—

Dr. med. S. Kryńska

Spezialärztin für
Haut- u. venerische Krankheiten
Frauen und Kinder
Empfängt von 11—1 und 3—4 nachm.
Sienkiewicza 34 Tel. 146-10

Dr. med. WOŁKOWYSKI

wohnt jetzt
Cegielniana 11 Tel. 238-02
Spezialarzt für Haut-, Harn- u. Geschlechtskrankheiten
empfängt von 8—12 und 4—9 Uhr abends
an Sonn- und Feiertagen von 9—1 Uhr

Augenheilanstalt

mit Krankenbetten von

Dr. B. Donchin

Empfang von **Augenkranken für Dauerbehandlung in der Heilanstalt (Operationen usw.)** wie auch **ambulatorisch** von 9.30 bis 1 Uhr und von 4 bis 7.30 Uhr abends
Petrikauer Str. 90 Tel. 221-72

Dr. Ludwig Falk

Spezialarzt für Haut- und Geschlechtskranke
zurückgekehrt
Nawrot 7 Tel. 128-07
Empfangsstunden: 10—12, 5—7

Dr. med. J. BERLIN

Frauenarzt und Geburtshelfer
wohnt jetzt **Nawrot-Straße 7**
Telephon 224-52
Sprechstunden von 5 bis 8 Uhr

Chojny im Regen

Die Straßenbahn fährt nur bis zum Eisenbahngeleise Auf der rechten Straßenseite wurde hier vor einigen Tagen ein Wartehäuschen aus Pappdeckel für Polizisten aufgestellt, die vorbeifahrende Aubusse auf die Anzahl der Passagiere kontrollieren. Auf der anderen Seite hat sich vor vielen vielen Jahren ein niedriges Holzhäuschen hingekuschelt. In dem Häuschen befindet sich ein Laden mit „Zuckerlen", Kuchen und anderem süßen Zeug. Wer Durst und Geld hat, kann auch Tee bekommen. Und wer mit den Besitzern des Ladens gut Freund ist, kann hier seine blottigen Galoschen einstellen um mit sauberen Schuhen nach der Stadt zu fahren.

Nach dem Bahnhof führt die Slonskastraße. Auf dem Wege dahin geht man an Magazinen vorbei. Eine hölzerne Barriere grenzt die Wartestube von dem Gehsteig ab. Dort kann man telephonieren. Sie fragen dich aber zuerst in welcher Angelegenheit und wenn das Gespräch beendet ist, darfst du 20 Groschen bezahlen, wo es woanders 15 Groschen kostet, ohne daß du zu sagen brauchst, in welcher Angelegenheit. Trotzdem machen die Leute oft von diesem Apparat Gebrauch, da weit und breit kein anderer zu haben ist. Einer ist beim Bäcker, der ist schon lange Zeit kaputt, der Apparat des Holzhändlers kann nur während der Geschäftsstunden benutzt werden, außerdem an Sonnabend überhaupt nicht, und bis zur Apotheke sind es vom Bahndamm gute zehn Minuten.

Der Bahnhof macht den Eindruck, als ob er vor einer kleinen Stadt läge. Nur zwei Personenzüge passieren ihn im Laufe von 24 Stunden und 4 Güterzüge.

Ich wollte einmal von Chojny nach Andrzejow fahren. Mit dem Frühzug. Um früh nicht an der Kasse warten zu müssen, wollte ich mir die Fahrkarte nachmittags kaufen. Aber es ging nicht gut. Der Kassierer war nach Hause gegangen und hatte den Schlüssel von der Kasse und den Fahrkarten mitgenommen. Der Stationsvorsteher behandelte mich ausgesprochen höflich. Wir unterhielten uns eine geraume Zeit, er telephonierte etliche Mal nach dem Kassierer. Nach ungefähr anderthalb Stunden kam er auch endlich, und es war alles gut.

Vor dem Gebäude saß ein Polizist und fing vor Langeweile Fliegen. Eine blanke Nachmittagssonne spiegelte sich in den schmutzigen Fensterscheiben, irgendwo krähte ein Hahn und ich war verdutzt, nach vier Minuten wieder in der Peripherie der zweitgrößten Stadt Polens zu sein.

An der Bahnüberfahrt konzentriert sich der größte Verkehr von Chojny. Hier stehen die Frauen mit den farbigen Ballons in Form von großen Pflaumen und Würsten, hier werden Süßigkeiten und „Schokoladen", die wie Sand schmecken, für lächerliche kleine Preise feilgehalten, hier fließt der Menschenstrom unaufhaltsam hin und her, hin und her: Lastwagen, mit Kohlen beladen, an Markttagen Bauernwagen mit Stroh, Milchprodukten und Früchten, Autos, schwere große, und verlaufene Taxis Ständig schiebt sich die Kette von Gefährten über das Geleis.

Wenn man an Sommertagen den Bahndamm entlang geht, eine ziemliche Strecke weit, kommt man an wogenden Getreidefeldern vorbei, an Wiesenfetzen mit bunten duftenden Blumen. Aber man darf nicht vom Weg abbiegen, sonst stinkt es gleich wieder nach der Vorstadt.

Die Rzgowskastraße ist entschieden zu überlastet. Es wäre ein leichtes, sie zu entlasten: man müßte die Bahnüberfahrt in der Tuszynskastraße freigeben. Die ist mit Holzpflocken verrammt und für den Verkehr geschlossen. Die Eisenbahnbehörde will den Wärter sparen, und etliche hundert Schritt weiter jagt ein Unglück das andere. Der Bau eines Viadukts würde ein- für allemal Abhilfe schaffen.

Am schönsten ist es, wenn die Schranken lange Zeit nicht hochgehen. Die Leute, die entweder zur Arbeit oder nach Hause eilen, können die Zeit nicht erwarten, bis die Straße frei würde. Im Handumdrehen ist es schwarz vor Menschen. Ist der Zug endlich vorbei und der Wärter nicht schnell genug — die Schimpfworte schwirren dann nur so durch die Luft. Manchmal bleibt ein Naseweiser in den Drähten des Schlagbaumes hängen. Die Zuschauer lachen, der Hängende schreit, was er kann, der Wärter läßt den Baum wieder fallen und das Vergnügen ist aus.

Nur die Rzgowska- und Tuszynskastraße sind einigermaßen beleuchtet, auch noch ein paar größere Seitenstraßen, sonst ist es überall stockfinster. In früheren Jahren waren die ungepflasterten Straßen um diese Zeit schon immer hart gefroren, aber jetzt, du liebe Zeit! Das verspätete feuchte Herbstwetter, niederdrückend regnerische Tage haben es gemacht, daß Gehsteig und Fahrdamm einen einzigen großen schmoddrigen Brei bilden. Die Pferde der Milchmänner stehen bis an die Knie im Kot.

Nicht selten bleibt ein Wagen stecken. Andere Fuhrmänner haken dann ihre Gäule aus und kommen zuhilfe. Auf den Gehsteigen geht es, nur das Ueberschreiten der Straße ist für Frauen ein Ding der Unmöglichkeit. Doch am schlimmsten sind die ABC-Schützen dran, die erst am späten finsteren Nachmittag aus der Schule nach Hause traben, die von der Nachmittagsschicht. Knirpse wie ein Knie hoch tapfen die schwarze nasse weiche Straße entlang. „Reichere" haben eine Taschenlampe, minder Begüterte stellen einen Lichtstumpf in einen Flaschenscherben oder in ein zertöppertes Lampenglas und heidi nach Hause zu.

Chojny hat gegenwärtig vier Schulen. Eine befindet sich in der Trembackastraße, die mit der Rzgowska nur durch einen schmalen Eingang verbunden ist (dieser Straßenanfang daß ist auch so ein Kapitel für sich). Wenn man da abends durchkommt, hat man immer das Gefühl, daß jeden Augenblick ein Bandit aus dem Hinterhalt springen müßte. Die zweite Schule befindet sich schräg vom Friedhof gegenüber, die dritte grenzt mit Zimmermanns Wäldchen und die vierte wurde erst vor etlichen Wochen eröffnet, in der Tuszynskastraße grad hinauf zum Sanatorium.

Neben dem roten Schulgebäude der Schule Nr. 2 befindet sich ein bis zum ersten Stock hinauf erhobener Rohbau. Das soll das Gebäude für die Schule Nr. 4 werden. Solche unfertigen Bauten wirken ungeheuer traurig. Das Gebäude wurde nicht fertig gebaut, weil das Gemeindeamt nicht mehr das nötige Arbeitsgeld aufbringen konnte, obwohl die Ziegel auf Kredit gekauft worden waren. Weder die Landeswirtschaftsbank noch die Gesellschaft zur Förderung des Schulbauwesens hat etwas herausrücken wollen, und so wurde eines Sonnabends Schluß gemacht. Etliche Tage darauf wurde in Chojny wie auch in anderen Städten für die erwähnte Gesellschaft in den Straßen Geld gesammelt . . .

Von hier ist es so ziemlich gleichweit zu den Sehenswürdigkeiten von Chojny. Zuallererst der Wald. Vom Schulplatz trennt ihn nur die Straße. Richtiger gesagt ein Wäldchen, aber immerhin. Es steht da weit sichtbar grün im Sommer und grau und schweigend jetzt.

O, dieser Wald! Für wievele arme Schlucker stellt er das einzige Stückchen Sommerwohnung da, das sie besitzen können. Hierinnen tummeln sich während der großen Ferien etliche hundert Kinder, hier tun viele Familienväter an Sonntagsnachmittagen im Hochsommer einen Vesperschlaf, hier sitzen von früh bis abends die Arbeitslosen, die nichts mit sich anzufangen wissen, sitzen, stechen ein Messer ins Gras oder spielen Karten. In diesem Wäldchen ist immer jemand. Auch jetzt. Der Boden ist sandig und erlaubt ein Betreten auch in der nassesten Jahreszeit. Wenn im Sommer der Mond gelb über dem Wäldchen steht, ist es das Ziel vieler spazierender Liebespaare . . .

Nicht wenige davon sind in den Blockhäusern, die vom Lodzer Magistrat für Ausgesiedelte errichtet wurden, zu Hause. Die acht Häuser nehmen den geräumigen Platz zwischen der Rzgowska, und der Krolewskastraße ein. In jedem Hause befinden sich 12 Stuben. Vor den Häusern befindet sich ein Stückchen Land, das als Garten dient. Es werden auch Hühner gehalten und ein Mann hat sogar einen großen Drahtkäfig aufgestellt. Vor etlichen Tagen wurde in allen Häusern eine Bohle aus der Außenwand entfernt, weil der Pilz in die Wohnungen gekommen war. Anstelle der Bohle wurde jetzt eine Schicht Ziegel gegeben; die Keller, in denen Kartoffeln, Kohlen und sonstige für den Winter vorgenommene Einsorgungen aufbewahrt werden, erhielten von außen Luftlöcher.

Interessantes ist hier nichts zu sehen. Wen interessiert die Not? Ein Haufen Leute in einer Stube, ein Haufen Kinder in einem Bett. Aber wenn man manchmal einer kraß gekleideten Frau begegnet, kann man auch sicher sein, daß sie in den Blockhäusern zuhause ist . . .

Es gibt noch schlimmere Wohnungsverhältnisse. In der Tuszynskastraße, unweit vom Sanatorirum, fand ich ein Häuschen (?), das drei Schritt breit und sechs lang ist. Wie groß die Stube erst sein mag! Darin haust eine Familie etliche Wochen lang unter freiem Himmel auf dem Platz an der Pryncypalnastraße. Etliche Wochen!

Ueberhaupt sind die Häuser hier auf eine ganz besondere Art gebaut. Man sieht ihnen den schmalen Geldbeutel ihres Besitzers schon von weitem an. Auf halben Plätzen meistenteils, stehen sie mit der blinden Seite zur Straße, klein, für eine oder zwei Familien berechnet. Wenn man die Tür ranschmeißt, zittert das ganze Haus. Sind es Mietkasernen, dann haben sie auch nichts mit Aesthetik gemein.

Die Insassen der windschiefen Häuser sind in der überwiegenden Mehrzahl Fabrikarbeiter, Straßenbahner, Polizisten. Hier wohnen die, die der Mietzins in der Stadt zu hoch ist und diejenigen, die es vorziehen, im Eigenhaus zu wohnen, als im großen zur Miete.

Aber allen drückt die Armut der Gemeinde. Manchmal kreisen Gerüchte von dem bevorstehenden Anschluß. Die Hausbesitzer fluchen dann schon im voraus aus Furcht vor den großen Steuern und die die zur Miete wohnen, träumen von Gehsteigen und beleuchteten Straßen . . .

Jetzt läuft wieder so ein Gerücht um. Nach Weihnachten heißt es, wird Chojny Lodz angegliedert, nach Weihnachten, aber zu Neujahr bestimmt.

Konrad Pilater.

Humor.

Auch richtig.

Der Physiklehrer trägt die eigentümlichen Lichtbrechungserscheinungen vor, die sich abspielen, wenn der Strahlengang ins Wasser fällt. Schulze ist unaufmerksam und denkt verträumt an die Sommerferien. Der Lehrer merkt das und fragt: „Schulze, wovon sprachen wir eben?

Schulze: „Vom Licht, das ins Wasser fällt . . ."

„Richtig. Und passiert dann?"

Schulze: „Dann geht es selbstverständlich aus!"

Fortschritt.

„Ich habe immer für den Fortschritt der Menschheit gearbeitet."

„So? Sind Sie ein so großer Idealist?"

„Nein, ich bin Schuhfabrikant."

Umschrieben.

Beamter: „Wie alt sind Sie, Fräulein?"

Fräulein (verschämt): „Ich habe 16mal Geburtstag gefeiert."

Beamter: „So, so, dann ist Ihr Geburtstag jedenfalls am 29. Februar!"

Auf der Sternwarte.

Astronom: „Das Licht des Sternes, den ich Ihnen nachher zeigen werde, braucht vier Stunden, bis es zur Erde gelangt."

Besucher: „Sehr interessant; aber so lange kann ich leider nicht warten!"

Gute Fortschritte.

„Wie weit bist du denn mit deinen Gesangsstunden?"

„Oh, es geht vorwärts, Papa hat sich heute schon die Watte aus den Ohren genommen!"

Der Ergänzungsband.

In die Buchhandlung trat ein junger Mann.

„Sie haben ein Buch im Fenster: „Tausend Mittel, schnell reich zu werden"."

Der Verkäufer holte das Buch.

Der junge Mann nickte: „Ich nehme es."

„Darf ich Ihnen zugleich einen Ergänzungsband zu diesem Buche anbieten?"

„Welches?"

Da sagte der Verkäufer lächelnd: „Das Strafgesetzbuch."

Knappe Diät.

Der Arzt macht ein ernstes Gesicht und sagt:

„Bei Ihrem Husten, Herr, sollten Sie keinen Alkohol mehr trinken, nicht mehr rauchen, nicht mehr tanzen . . ."

„Also bloß noch husten, Herr Doktor?" fragt der Patient betrübt.

Doppelsinnig.

Er: „Schönste Frau. Hier möchte ich knien als Ihr Sklave!"

Sie: „Nein — nicht Sklave sollen Sie sein, sondern — Freier."

Erfahrungen.

Schwamm kommt nach Luckenwalde und bezieht ein Hotel.

Schwamm rümpft die Nase, als man ihm das Hotelzimmer zeigt.

„Das sieht ja aus wie eine Zuchthauszelle!" sagt Schwamm.

„Möglich", erwidert der Wirt. „Da bin ich nicht kompetent. Ich bin noch nicht im Zuchthaus gewesen."

Die Verliebten.

A.: „Was hast du denn deiner Braut zu Weihnachten geschenkt?"

B.: „Einen Lippenstift — aber das meiste davon habe ich schon zurückbekommen."

•

„Ist dieser Kurort gesund?"

„Das will ich meinen. Er besteht schon zehn Jahre und wir mußten extra zwei Tote von auswärts kommen lassen, um einen Friedhof anlegen zu können."

•

Kellner: „Darf ich Sie vielleicht darauf aufmerksam machen, daß Schnecken unsere besondere Spezialität sind?"

Gast: „Danke, ich weiß . . . als ich das letzte Mal hier saß, hatte mich eine bedient."

•

Ein junger Mann, der in der Gesellschaft kein Blatt vor den Mund nimmt, ist wegen seiner ungezierten Ausdrucksweise nicht eben beliebt. In einer hochfeudalen Gesellschaft schiebt er einmal einen Teller weit von sich und sagt, dies sei doch ein rechtes Schweinefutter.

Die Hausfrau, die diese Bemerkung hört, reicht ihm lächelnd die Schüssel: „Dann darf ich Ihnen wohl noch eine Portion anbieten?"

Eine starke Regierung ist nicht die, die überwältigende Streitkräfte besoldet; das tut eher eine verängstigte Regierung. Stark ist die Regierung, die moralischen Rückhalt in der überwältigenden Mehrheit des Volkes findet. Genauer ausgedrückt: es ist eine Regierung, unter der die Polizei und andere staatliche Vollzugsbeamte stets auf die Sympathie und nötigenfalls auf die Mitwirkung der Bürger rechnen können. Eine moralisch abstoßende Regierung hat keinen Bestand. Bernard Shaw.

Tagesneuigkeiten.

Der Haushaltsvoranschlag der Stadt Lodz

Nach Beendigung der Arbeiten an der Aufstellung des Haushaltsvoranschlags der Stadt Lodz für das Jahr 1935/36 durch die einzelnen Abteilungen der Stadtverwaltung ist der gesamte Voranschlag vorgestern dem Regierungskommissar Ing. Wojewodzki referiert worden. Nach Vornahme der vom Regierungskommissar angeordneten Aenderungen wird der Voranschlag im Laufe der nächsten Woche zum Druck gegeben werden. In der zweiten Hälfte des Januar wird dann der Haushaltsvoranschlag zur öffentlichen Einsicht ausgelegt werden, worauf dieser dann dem Stadtrat überwiesen werden wird. Daraus ist zu ersehen, daß die Haushaltsberatungen des Stadtrats erst im Februar beginnen werden. (a)

Drei Sensationsprozesse im Januar.

Vor dem Lodzer Bezirksgericht gelangt im Januar eine Reihe von Sensationsprozessen zur Verhandlung. In erster Linie ist der Prozeß gegen 15 Mitglieder des Nationalen Lagers mit dem Rechtsanwalt Kowalski an der Spitze, der letztens zum Vizestadtpräsidenten von Lodz gewählt wurde, anzuführen. Dieser Prozeß wird wahrscheinlich einige Tage dauern. Des weiteren findet im Januar der Prozeß gegen den ehem. Direktor der Kommunalen Sparkasse der Stadt Lodz, Naruszkiewicz, und den stellvertretenden Direktor Haneman statt. Als dritte bedeutende Gerichtssache ist die des Rechtsanwalts Mikala zu nennen, welcher bekanntlich angeklagt ist, als Verwalter einer Konkursmasse verschiedene Mißbräuche begangen zu haben. (a)

Im Magistratsgebäude von Hunger zusammengebrochen.

Im Gebäude der Stadtverwaltung am Plac Wolnosci 1 brach der 64jährige Adam Dembski aus Stoki bei Lodz vor Hunger und Erschöpfung ohnmächtig zusammen. Der bedauernswerte Greis wurde von der Rettungsbereitschaft ins Reservekrankenhaus eingeliefert. — Auf dem Kalischer Bahnhof erlitt die aus Warschau in Lodz eingetroffene 36 Jahre alte Marjanna Zachwieja einen Schlaganfall. Sie wurde von der Rettungsbereitschaft ins Krankenhaus geschafft. (a)

Die Straßenbahn zu den Feiertagen.

Am heutigen Tage wird die Straßenbahn nur bis 20 Uhr verkehren. Um diese Zeit fahren die letzten Züge in die Depots. Am ersten Feiertag verkehrt die Straßenbahn am Vormittag nicht; der normale Verkehr wird um 13 Uhr aufgenommen werden. Die elektrische Zufuhrbahn verkehrt die ganze Feiertagszeit hindurch normal.

Die neuen Kompetenzen der Arbeitsgerichte.

Keine Strafsachen mehr in den Arbeitsgerichten. — Gütliche Beilegung von Streitfällen

Wie berichtet, tritt am 1. Januar 1935 die Verordnung des Staatspräsidenten vom 24. Oktober 1934 über die Arbeitsgerichte in Kraft. Auf Grund dieser neuen Verordnung werden die Kompetenzen der Arbeitsgerichte erweitert. So wurde die Höchstsumme für im Arbeitsgericht zugelassene Streitsachen von 5000 auf 10000 Zloty erhöht. Es werden alle zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern wegen der Arbeits- und Lohnverhältnisse entstandenen Streitfragen erledigt werden. Dagegen werden die Arbeitsgerichte künftighin keine Strafsachen mehr behandeln, die einem beim Arbeitsinspektorat geschaffenen speziellen Referat zur Aburteilung überwiesen werden.

Der neuen Verordnung zufolge, sind Urteile des Arbeitsgerichts in Streitfragen bis zu 300 Zloty sofort rechtskräftig. Ein solches Urteil kann nur auf dem Kassationswege eingeklagt werden, was jedoch die Ausführung des Urteils nicht aufhält. Berufungen gegen ein Urteil müssen im Laufe von drei Tagen angemeldet werden.

Die Gerichtskosten sind ermäßigt worden: Streitfragen bis zu 50 Zloty sind gebührenfrei, doch müssen die Kosten für die Zustellung der Gestellungsbefehle bezahlt werden, bei Streitfällen um eine Summe von 50 bis 1000 Zloty beträgt die Gebühr 1 Prozent der Summe (bisher 2½ Prozent), bei Streitsachen im Werte von über 1000 Zloty beträgt die Gebühr 2 Prozent der Summe.

Die Schöffen der Arbeitsgerichte werden der neuen Verordnung zufolge für die Zeit von drei Jahren, statt bisher von zwei, berufen werden. Daher wird die Kadenz der Schöffen des Lodzer Arbeitsgerichts bis zum 31. Dezember 1935 verlängert werden.

Eine bedeutsame Neuerung führt die neue Verordnung ein, indem gütliche Beilegung von Streitfällen zugelassen wird. Der Vorsitzende des Arbeitsgerichts setzt eine Verhandlung an, an welcher nur die beiden Schöffen teilnehmen, von welchen einer den Vorsitz führt, in der die gütliche Beilegung von Streitfällen versucht wird. Kommt die gütliche Beilegung zustande, so erhält die gefällte Entscheidung Rechtskraft. Bei einer solchen Verhadnlung werden keine Zeugen verhört. Bestehen jedoch unüberbrückbare Meinungsverschiedenheiten, so kommt die Angelegenheit vor das volle Gerichtskomplett unter Vorsitz des Richters. (a)



Das Weihnachtslied.

Weihnachtsgrüße Lodzer Soldaten.

Allen lieben Verwandten, Freunden, Bekannten und schönen Lodzerinnen senden durch unsere Vermittlung die herzlichsten Weihnachtsgrüße die Soldaten des 18. Grenzschutzbataillons „Rokitno" in Rokitno-Wolynskie: Hentschel Erwin, Vongt Erwin, Fietze Maks, Raffel Herbert, Förster Willy, Witt Reinhold, Hadrian Kurt, Schmiedtke Oskar, Rückert Alfred, Arndt Aleks, Ottmann Hugo, Domke Karol, Rösler Eugen, Hiller Edward, Zehoch Otto, Teller Heinrich, Neumann Erwin, Heck Adolf Dietzel Adzin, Schulz Alfons, Seidel Hugo, Rudel Otto, Ludwig Erwin, Kans Paul, Preis Karl, Dürschundt Max, Schaffner Hugo, Lehmann Hugo, Hirsch Oskar, Rost Arno, Kercher Friedrich, Grauwinkel Alfred, Düring Bruno, Fiebich Waldemar, Bersch Alfred, Franz Otto, Kopicki Alexander, Wildner Hugo, Pnikowski Rudolf, Zoller Lucjan, Schedler Edward, Müller Arnold, Kitt Artur, Kettner Emil, Zehoch Erwin, Hübner Erwin, Seel Rudolf, Alberdht Edmund, Abel Hugo, Janicki Gerhard, Groß Artur, Lübich Rudolf, Hundt Oskar, Jahn Robert, Schulz Bruno, Radke Alfred, Kercher Albert, Kühn Edmund, Furchert Otto, Preis Karol.

Oeffentliche Auslegung der Rekrutenlisten.

In der Zeit vom 2. bis 15. Januar werden im Militärbüro an der Petrikauer 165 die Listen der Rekruten des Jahrgangs 1914 zur öffentlichen Einsicht ausgelegt. Gegen irgendwelche Mängel kann reklamiert werden. (a)

Beim Spielen schwer verunglückt.

In der Wohnung seiner Eltern in der 11-go Listopada 148 erlitt der 9jährige Ryszard Burzynski einen bedauerlichen Unfall. Er zog an einer Schnur, die plötzlich riß. Der Knabe stürzte hierbei so unglücklich, daß er einen Bruch der Kinnlade erlitt. Er wurde von der Rettungsbereitschaft ins Anne-Marien-Krankenhaus überführt. (a)

Das wilde Lied

Roman von Marie Diers

(36. Fortsetzung)

Verstanden hatte sie ja alle diese Worte nicht im mindesten, aber behalten im jungfrischen Gedächtnis wohl, und abends genau ihrem Adolf wieder erzählt. Alle die Dinge und Anspielungen, die sonst ein Mädchen sich zu wiederholen schämt. Aus diesem kleinen Zwitschermund kamen sie merkwürdig heraus, daß der Hörer wohl nicht wußte, soll man drüber lachen oder weinen.

Er wußte schon, daß der Vater hier gewesen war. Das viertel Dorf hat es dann ja gesehen, wie er zurückging, schwer in seiner wuchtigen Art und das spirrlige Dirnchen wie ein Grastenglein neben ihm. Bis ans Hoftor —

Er dachte: Vater wollte sie warnen. Mir hat er nichts gesagt. So lieb war sie ihm schon, daß er sie warnte, aber nicht so lieb, daß er es auch mir sagte, mich bedrohte. Er hat gedacht: Geschieht ihr doch ein Leid, so geschieht es eben, es ist ja nicht meine Schwiegertochter, der es geschieht.

„Nein, Dirning, dir geschieht kein Leid, zehnmal eher täte ich mir selber eins an. Das ist es ja, was die Menschen nicht verstehen, daß wir zwei hier sitzen können, und der Wind draußen geht, und ich immerzu den Schutzengel sehe, wie er die weißen Flügel breitet über meine kleine Braut."

Bei abnehmendem Mond tat Gusta das Pulver in Adolfs Bierglas. Sie sprach eine Stunde vorher und eine Stunder nachher kein Wort. Aber sie glaubte nicht daran. Sie hatte alles genau nach Vorschrift getan, und wenn es danach ging, so mußte es gelingen. Sie zwang sich sogar, gar nicht darüber nachzudenken oder die Bötformel innerlich zu wiederholen.

Aber dazwischen dachte sie unaufhörlich: Es ist ja Unsinn, es ist ja lauter Dröhn. Sicherlich geschieht gar nichts. Und dies letztere Gefühl wurde so groß, daß sie die Zeit des Vollmonds gar nicht abwartete, sondern die Sache bereits verloren gegeben hatte, ehe es sich noch erweisen konnte.

Es war für sie, sobald man diesen Dingen Wichtigkeit beilegte, auch in der Tat eine verteufelte Lage. Sie hatte das heiße Blut in sich, weniger zur Liebe, als zum Herrschen, und saß nun hier so völlig auf dem Trocknen. Quastenberg kam in der Woche zwei- oder dreimal herüber, aber ihn langweilte dies ewige Warten auch, und es war so sicher wie das Einmaleins, daß er die Verlobung bei einer minderreichen Braut längst aufgegeben hätte. Was er nun in all der Zeit tat, die sie ihn nicht sah, konnte sie gar nicht übersehen. Sie kam, trotzdem ihr gerade keine schlechte Kunde über ihn zugetragen wurde, über das üble Gefühl nicht weg, daß er sie zum Narren halten und sich mit anderen Weibern über seine auf Wartegeld gesetzte Braut lustig machte.

Gusta zwang das knirschende Blut in sich nieder und überlegte mit gewaltsamer Ruhe, was ihr zu tun übrig bliebe, nachdem die heimlichen Mittel zweimal versagt hatten.

Es blieben ihr nur noch zwei natürliche Wege, ein Gang geradewegs zu Ibe Brodersen mit dem unbedingten Willen zu ihrer Einschüchterung und irgendeinem festen Plan für ihre Entfernung — und eine Unterredung mit der Mutter, in der sie ihr alles offen darlegte und von ihrem Verständnis die Hilfe erlangte. Dies letztere dünkte sie indes das Schwierigere, denn, mochte sie mit der Mutter auch gut stehen und mochte sie glauben, daß sie ihr nachfühlen könnte, was sie litt, so war doch der Weg zu einer so völligen Umwälzung aller Gewohnheiten und festgefügter Ansichten sogar bei dem besten Verständnis noch sehr weit und durchaus nicht sicher.

Es mußte also mit aller Macht das erste versucht werden.

Es war das Schlimme, auch für Adolf selbst, daß er seine Liebste wohl hegen und verzärteln konnte, alle ihre kleinen Sorgen anhören, ihr Rat geben, in der Wirtschaft helfen, ihr Holz kleinmachen und Wasser tragen und sie für ein Stündchen an jedem Tag ahnungslos glücklich machen, aber daß er sie nicht und niemals vor irgendeinem Angriff schützen konnte, der sich tagsüber auf sie stürzte. Er hatte ihr zwar befohlen, niemand einzulassen, aber wie sollte sie dieses ausführen? Das ging wohl zur Nacht, wenn das Feuer im Herd erloschen war und der Rauch nicht mehr einen einzigen Abzug durch die obere Halbtür nehmen mußte. Wie sollte auch die kleine Ibe so viel Mut aufbringen, etwa den Schulzen oder auch Gusta an der verriegelten Tür klopfen zu lassen und ihnen nicht eilfertig aufzumachen?

Adolf sah es selbst, daß er wohl Macht über ihr Herzlein hatte, aber ihr junges Leben ganz außerhalb seines Machtbereiches lag. Es bedrängte ihn. Der sorglose und gedankenlose Löffsohn machte jetzt Nöte durch, von denen ihm früher nicht einmal geträumt hatte. Auch mit Bertram stand er Ibes wegen blank. Es brachte ihn in kochende Wut, wenn er daran dachte, daß der junge gewissenlose Flegel seiner Herzliebsten auf so rohe Manier nachgestellt hatte. Doch es lag nicht in den Gewohnheiten der Familie, über Liebesdinge miteinander zu reden, alter Zwang schloß ihm den Mund, aber seine Blicke glühten. Und Bertram konnte den vermeintlichen Spott, den dies Paar ihm angetan hatte, nicht überwinden. Er brauchte sich nicht zum Schweigen zu zwingen, denn er brütete Rache, und diese Tätigkeit ist an sich stumm.

Durch die offene Halbtür sah Gustas Gesicht in die raucherfüllte kleine Küche, in der Ibe das Viehfutter stampfte. Der Stampfer blieb erstarrt in ihren Händen, denn sie fürchtete dieses Gesicht vor allen.

Fabrikantenwohnung von Arbeitern besetzt.

Seit einem halben Jahre „Anzahlungen" auf den Lohn in Höhe von 3—5 Zloty

In der Fabrik von Berek Szychwarg und Jakob Adelfang (Srodmiejska 43/45) sind 38 Arbeiter beschäftigt, denen seit 6 Monaten stets nur Teilzahlungen ihres Lohnes geleistet werden. Auch am vorgestrigen Sonnabend erklärten die Besitzer der Fabrik, jedem Arbeiter nur 3 bis 5 Zloty geben zu können. Dieser Vorschlag begegnete selbstredend einem scharfen Protest der Arbeiter, die entschieden die Auszahlung ihres vollen Verdienstes verlangten. Darauf erklärten die Unternehmer, gar nichts geben zu wollen. Szychwarg verließ die Fabrik und begab sich in seine Wohnung im Hause Kilinskistraße 36/38, wohin ihm jedoch die Arbeiter auf dem Fuße folgten. Dort angelangt, wollte sich Szychwarg auch weiterhin nicht dazu verstehen, den Arbeitern ihren Lohn zu geben, den sie für die Weihnachtseinkäufe doch so nötig haben. Die Arbeiter erklärten, die Wohnung nicht eher zu verlassen, als bis sie ihren Lohn bekämen. Szychwarg begab sich in aller Ruhe zu Bett. In der Nacht wurde eine Arbeiterin vor Erschöpfung ohnmächtig, weshalb der Arzt der Rettungsbereitschaft herbeigerufen herbeigerufen werden mußte, der sie nach ihrer Wohnung brachte.

Am Orte trafen gestern früh die Vertreter des Arbeitsinspektors und der Polizei ein. Sie erklärten den Arbeitern, die beiden Teilhaber der Fabrik würden vom Starosteigericht streng bestraft werden. Die Arbeiter blieben fest. Sie erklärten auch, das Weihnachtsfest in der Wohnung zubringen zu wollen, wenn ihnen der Lohn nicht ausgezahlt würde. Gegen Szychwarg und Agelfanz wurden Protokolle verfaßt.

Während wir dieses schreiben, halten die Arbeiter die Wohnung des Industriellen Berek Szychwarg immer noch besetzt. (p)

Gerichtsverhandlung im Fabriksaal.

In der Fabrik „Zgierzanka" in Zgierz bestand ein fünftägiger italienischer Streik, der vorgestern auf charakteristische Weise seinen Abschluß fand. Die Arbeiter hatten, nachdem ihnen vom Arbeitsinspektorat die Versicherung geworden war, es würde ihnen ihr Recht werden, das Fabrikgebäude verlassen, und zwar am Donnerstag. Am nächsten Tage erschienen zwei Arbeitsinspektoren in der Fabrik und führten eine genaue Kontrolle durch. Es wurde festgestellt, daß die Firma am Streik die Schuld trage, da sie böswillig die Löhne eingehalten und auch die Arbeitsvorschriften nicht beachtet hatte. Die Fabrik wurde versiegelt und nach der Starostei ein Bericht gesandt. Am Sonnabend schon erschien das Starostei-Schnellgericht. Die Verhandlung fand im Fabriksaal statt. Es waren viele Arbeiter erschienen. Der Besitzer der Fabrik, Drutowski, fehlte, aber zu verantworten hatte sich der Fabrikdirektor. Nachdem das Schnellgericht festgestellt hatte, daß alle von den Arbeitern erhobenen Vorwürfe der Wahrheit entsprechen, wurde Fabrikdirektor Kon zu einem Monat Haft und 1000 Zloty Geldstrafe verurteilt. Gegen den Unternehmer Drutowski wurde die Verhandlung auf den 28. Dezember anberaumt. Sie wird ebenfalls im Fabrikraum abgehalten werden.

Ein Arbeiterhaushalt ohne „Lodzer Volkszeitung", der wäre ohne Licht und Wärme!

Der Nachtdienst in den Apotheken zu den Feiertagen.

In den Weihnachtsfeiertagen haben die Apotheken wie folgt Nachtdienst: In der Nacht zu Dienstag:

S. Jankielewicz, Alter Ring 9; B. Gluchowski, Narutowicza 6; E. Hamburg, Glowna 50; L. Pawlowski, Petrikauer 307; A. Piotrowski, Pomorska 91; L. Stockl, Limanowskiego 37.

In der Nacht zu Mittwoch:

J. Koprowski, Nowomiejska 15; S. Trawkowska, Brzezinska 56; M. Rozenblum, Srodmiejska 21; M. Bartoszewski, Petrikauer 95; H. Skwarczanski, Kontna 54; L. Czynski, Rokicinska 53.

In der Nacht zu Donnerstag:

K. Leinwebers Erben, Plac Wolnosci 2; J. Hartmanns Nachf., Mlynarska 1; W. Danielecki, Petrikauer 127; A. Perelman, Cegielniana 32; J. Cymer, Wulczanska 37; F. Wojcickis Erben, Napiorkowskiego 27.

Am Tage sind die Apotheken zu Weihnachten normal geöffnet, d. h. von 9 bis 22 Uhr, lediglich am Heiligen Abend und am ersten Feiertag erfolgt die Schließung um 21 Uhr. (a)

Wenn man Vorübergehende belästigt ...

An der Ecke Pilsudski- und Cegielnianastraße wurde der 38jährige Richard Czichard, wohnhaft Kilinski 14, als er in betrunkenem Zustande Vorübergehende belästigte, von einigen Männern verprügelt, so daß zu ihm die Rettungsbereitschaft gerufen werden mußte. — Bei einer Schlägerei im Hause Rzgowska 7 erlitt der Rzgowskastraße wohnhafte Alexander Opitz ernstliche Verletzungen. Auch ihm erteilte die Rettungsbereitschaft Hilfe. (a)

Schwerer Unfall eines Chauffeurs.

Vom selbsttätig in Gang gekommenen Auto überfahren und beide Arme gebrochen.

Als gestern an der Haltestelle in der Traugutta-Straße ein Fahrgast die Autodroschke des Berthold Schiller, Danilowskiego 3 wohnhaft, bestieg, verließ Schiller den Wagen, um den Motor vorn anzukurbeln. Er vergaß hierbei, daß das Auto auf Gang eingestellt ist. Als der Chauffeur nun den Motor in Bewegung setzte, fuhr das Auto plötzlich los und riß Schiller um. Das Auto fuhr über ihn hinweg, wobei ihm beide Arme gebrochen wurden. Auf das Geschrei des Fahrgastes hin eilten andere Chauffeure herbei, die den führerlos dahinfahrenden Wagen anhielten. Schiller wurde von der herbeigerufenen Rettungsbereitschaft in schwerem Zustande ins Krankenhaus geschafft. (a)

Das Polizei-Erholungsheim in Poddembina niedergebrannt.

In dem Erholungsheim für Polizisten der Stadt Lodz in Rydzynki beim Walde von Poddembina entstand vorgestern Feuer. Das große und schön gelegene Heim wurde bis auf den Grund eingeäschert. Es ist eine Untersuchung eingeleitet worden, um die Ursache des Brandes festzustellen. Der Sachschaden ist sehr beträchtlich. (a)

Von der Zufuhrbahn überfahren.

Am Sonabend spät abends kehrte der in Chojny an der Grzybowastraße wohnhafte Fuhrmann Stanislaw Kondziak zu Fuß nach Lodz zurück. Als er sich auf der Pabianicer Chaussee in der Nähe von Marysin befand, übersah er das Herannahen eines Zuges der Pabianicer Straßenbahn und wurde überfahren. Da es aber dem Zugeführer gelang, den Wagen zum Stehen zu bringen, so geriet der Mann nur unter den Vorderteil des Motorwagens. Trotzdem wurden ihm hierbei mehrere Rippen gebrochen und außerdem erlitt er ernstliche Verletzungen am Kopfe. Der Verunglückte wurde mit der Zufuhrbahn nach Lodz transportiert, worauf er von der Rettungsbereitschaft ins Radogoszczer Krankenhaus überführt wurde. Sein Zustand ist fast hoffnungslos. (a)

Aus dem deutschen Gesellschaftsleben

Trauung. Am Mittwoch, den 26. Dezember, um 6 Uhr abends, findet in der St. Trinitatiskirche die Trauung des Strumpfwirkers Herrn Otto Gartmann mit Fräulein Alma Stucke statt. Auch wir gratulieren.

Verein deutschsprechender Katholiken. Uns wird geschrieben: Sonntag, den 30. Dezember, Familienabend unter dem Leitwort: „Weihnacht, wie bist du so schön" im Saale des Männergesangvereins „Eintracht", Senatorskastraße 26. Aufführung eines alten deutschen Krippenspiels durch die V.d.K.-Jugendgruppe, Schillersche Musik, Gesang, gemütliches Beisammensein. Eintritt Zloty 1.50, für Kinder frei. Beginn 4 Uhr nachmittags. Alle Glaubens- und Volksgenossen sind herzlich eingeladen.

Das wilde Lied

Roman von Marie Diers

(37. Fortsetzung)

Gusta griff über, klinkte auf und kam ohne weiteres herein, als sei sie hier im eigenen.

„Komm in die Stube," sagte sie, „ich habe mit dir zu reden."

Ibe trocknete sich die Hände an der Arbeitsschürze, band sie ab und folgte der Löftochter.

„Du treibst ja schöne Dinge," sagte diese.

Ibe sah in Augen, die voll Haß standen. Sie wußte, daß es sich um Adolf handelte. Aber statt daß sie nun ganz wirr vor Angst wurde, verging dieses Gefühl plötzlich wie eine Seifenblase, in die der Wind fährt, und sie fühlte sich merkwürdig frei und geborgen. Es war, als stände Adolf neben ihr, und sie brauchte nur seine Hand anzufassen.

Gusta war mit den besten Vorsätzen hergekommen, ruhig zu bleiben und im Guten auf Ibe einzureden. Es hätte ja auch gar nichts genützt, wenn sie gleich heftig auf sie losgefahren wäre, denn ihr mußet alles daran liegen, das Mädchen zwar einzuschüchtern, aber doch nicht in Trotz zu bringen. Aber sie hatte ungeheure Mühe und Selbstbeherrschung nötig, um diesen Vorsatz nicht in der ersten Minute zu vergessen.

Sie sah auch gar nicht mehr das Kind in ihr. Sie sah schon in dem schmalen Kindergesicht die Züge eines liebenden Mädchens, das für ihren Liebsten mit Tod und Teufel kämpfen will, das gar nicht mehr so bang und so rasch niederzutreten ist, wie sie es noch geglaubt hatte, als sie herkam.

Sie war hast und bleich im Gesicht, als sie weitersprach.

„Ibe Brodersen," sagte sie, „ich an deiner Stelle würde mich schämen, mich an einen Mann zu hängen, den ich nie heiraten kann. Das ginge mir gegen die Ehre."

Ibe dachte: Wir werden uns doch heiraten. Das hatte er doch gesagt. Es lag ihr noch fern, aber werden sollte es doch einmal. Nun wußte sie nicht, ob sie das vor Gusta aussprechen dürfe, denn daß seine Familie es nicht wollte, wußte sie ja von ihm. Daher traute sie sich gar nichts zu sagen. Aber sie sah nicht beschämt oder ängstlich aus, und da mußte Gusta annehmen, sie sei über die Maßen trotzig oder dickfellig.

„Wenn du dir noch einen aus deinem niedrigen Stande gewählt hättest," sagte die Löftochter. Sie sprach kalt und mit gezwungener Ruhe wie vorher, aber ihre Worte waren ohne ihr eigenes Wissen wie stechende Nadeln. „Aber du hast es auf den höchsten Burschen im ganzen Dorf abgesehen. Du bist nicht mehr so dumm, daß du es nicht wissen solltest. Du bist auch nicht so dumm, daß du dir im stillen doch noch einbildest, einmal eine Löffrau zu werden. Wenn du das denkst, wirst du es mit bitteren Tränen bezahlen müssen. Das haben sich zu aller Zeit Mädchen im Löfeland eingebildet und haben dann in Schande und Kummer gesessen. Ich weiß es, Ibe. Du stehst da so trotzig und so einfältig. Du denkst, weil deine Großmutter tot ist, kannst du machen, was du willst. Du verunehrst nicht nur dich, sondern auch deine Mutter und deine Großmutter. Mir ekelt, wenn ich denke, ich sollte so was tun und mein Mädchentum in Schmutz treten lassen von einem Mädchenjäger. Denn das sind die Löfs alle, wenn du es noch nicht weißt."

Ibe hörte alle diese Worte klingen und wunderte sich, wie sie immerfort kamen und gingen und wozu sie sein sollten. Ein paarmal dachte sie dazwischen: Ja, er ist der Höchste — und immer wieder: Ich bin ja seine Braut.

Sie wollte ihr gern sagen: Gusta, mühe dich doch nicht so. Frage doch Adolf, ob ich nicht seine Braut bin. Sie glaubte jetzt ganz fest, daß Gusta ihr gut tun wollte, denn sonst hätte sie doch zu ihr gesagt: Du schlechtes, geringes Mädchen, dich will ich nicht zur Schwägerin. Aber sie sprach ganz anders.

Gusta sagte: „Ibe, du mußt es machen, wie deine Mutter es tat, als ihr auch ein Löf schöne Worte sagte. Die ging in den Dienst nach Hamburg; das tu du auch. Ich will dir helfen, daß du einen guten bekommst. Ich will dir so viel helfen und beistehen, als wenn du mit mir verwandt wärst."

Sie hatte sich über ihre Kraft zusammengenommen, hatte sich zu einer Freundlichkeit gezwungen, die ihrem herben und heftigen Eigenwillen abgepreßt war. Allerdings konnte sie nicht hindern, daß die Worte freundlicher waren als der Ton, aber es war immer noch genug für das niedrige Mädchen, das zu solcher unverdienten Wichtigkeit gekommen war.

Dies mußte sie auch empfinden, wie viel Gusta sich auflegte, den plötzlich traten in die klaren, scheinbar trotzigen Augen dicke Tränen; Ibe barg das Gesicht in den Händen und weinte.

Die Angst, die so lange fortgewesen war, kam nun doch zurück. Adolfs unsichtbare Gegenwart war nicht stark genug, daß sie so lange ausdauerte, das bedrängte Herz zu schützen. Der Vorschlag, der ihr nun zum zweiten Male gestellt wurde, in Dienst zu gehen, fort von hier, brachte sie aus der Fassung.

„Nicht weg —" stammelte sie schluchzend. „Nicht wegschicken —"

Gusta hatte, um sich selbst zu zähmen, sich die Nägel in die Handflächen gekrampft. Das lockerte sich jetzt; ein kurzes Lächeln kam und ging. Das borstige Gör wurde mürbe. Nun ja, man würde doch noch Mittel und Wege finden, gegen ein sechzehnjähriges Balg, das ohne andere Stütze als einen Liebhaber war, der selber kein gutes Gewissen hatte.

Fortsetzung folgt.



Berufs-Chauffeur-Kurse für Damen u. Herren

Fr. GRĘTKIEWICZ

Al. Kościuszki 68 (Ecke Zamenhofa) Tel. 175-35

Anmeldungen für einen neuen Chauffeurkursus

für Auto- und Motorräder

der am 2. Januar 1935 beginnt, werden entgegengenommen. Gelehrt wird an einem Auto im Querschnitt mit elektrischem Antrieb, was den Unterricht erleichtert und beschleunigt. — Auskunft erteilt die Kanzlei täglich von 9 Uhr morgens bis 8 Uhr abends

---

Rakieta
Sienkiewicza 40

Unser Feiertagsprogramm:

JOSEF SCHMIDT genannt König der Sänger im Superfilm

Das Lied erobert die Welt

nach der Realisierung des berühmten Richard Oswald

Der Film berauscht und reißt alle ohne Unterschied mit

Beginn der Vorstellungen um 4 Uhr, Sonnabends 2 Uhr Sonn- und Feiertags 12 Uhr

Przedwiośnie
Żeromskiego 74|76 Ecke Kopernika

Unser Feiertagsprogramm

Der größte Erfolg der poln. Kinokunst

Ist Lucie ein Mädchen?

In den Hauptrollen: Jadwiga SMOSARSKA Eugenjusz BODO ĆWIKLIŃSKA

Nächstes Progr.: **Maskerade**

Beginn täglich um 4 Uhr Sonntags um 2 Uhr. Preise der Plätze: 1.09 Zloty, 90 und 50 Groschen. Vergünstigungskupons zu 70 Groschen Sonnabend 29. Dez. 12 Uhr u. Sonntag 30. Dezember 11 Uhr **Jugend-Vorstellungen**

Sztuka
Kopernika 16

Unser Feiertagsprogramm:

Das unsterbliche Werk Emile Zolas im Film:

„Nana"

Die erste und letzte Liebe einer gefallenen Frau

In der Hauptrolle: der berühmte Filmstern ANNA STEN

Außer Programm: **Pat-Wochenschau** sow. das farbige Filmspiel **„Die kluge Henne"**

Nächstes Progr.: „Liebestanz"

Beginn der Vorstellungen um 4 Uhr, Sonnabends, Sonntags und Feiertags 12 Uhr

---

Am 25. Juli 1934 drohte von Oesterreich her ein neuer Weltbrand.
Auch jetzt ist Oesterreich einer der größten Gefahrenherde für den Frieden Europas!

Warum ist das so?

Wie kam das?

Was wird die Folge sein?

Die Antwort auf diese Fragen finden Sie in dem dokumentarischen Werk:

ÖSTERREICH
BRANDHERD EUROPAS

Dieses Buch, eine Kollektivarbeit österreichischer deutscher und tschechoslowakischer Schriftsteller, hervorragender Kenner der Materie, gibt Auskunft über die ganze geschichtliche Entwicklung Oesterreichs in den letzten Jahren, — es zeigt die

Männer und Mächte,

die dabei die entscheidenden Rollen spielten, — es vermittelt dem Leser die Kenntnis der

Ereignisse und Hintergründe.

— es gibt ein anschauliches Bild der

Februarkämpfe

und des

25. Juli

Das Buch ist 400 Seiten stark und kostet broschiert Zl. 8.—

Zu beziehen durch den

Buch- u. Zeitschriftenvertrieb „Volkspresse"
Petrikauer 109

Anzeigen haben in der „Lodzer Volkszeitung" stets guten Erfolg!

Achtung! Mitglieder und Sympathiker des D.K.u.B.V. „Fortschritt"

Der gemischte Chor unseres Vereins veranstaltet am Sonnabend dem 26. Januar 1935, im alten Vereinslokale in der **Nawrot 23** einen

Unterhaltungsabend

mit verschiedenen Ueberraschungen und Tanz.

Wir zeigen dies schon jetzt an, damit sich unsere Freunde den Tag reservieren können.

Die Verwaltung.

Eisengiesserei

„FERRUM"

Lodz, Kilińskiego 121, Tel. 218-20

Jeglicher Prima-Grauguß nach eigenen oder zugesandten Modellen und Zeichnungen.

Mechanische Werkstatt.

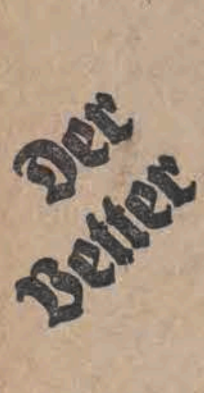
Bedeutend ermäßigte Preise.

Hunderte von Kunden überzeugten sich, daß jegliche Tapeziererarbeit am besten u. billigsten bei annehmbaren Ratenzahlungen nur bei

P. WEISS
Sienkiewicza 18 (Front im Laden)
ausgeführt wird
Achten Sie genau auf angegebene Adresse!



im „Sängerhaus" 11. Listopada 21





Operette in 3 Akten von Hermann Haller und Rideamus
Musik von Eduard Künnecke

Beginn 17.30 Uhr — Zum 5. Mal — Beginn 17.30 Uhr

Am 2. Weihnachtsfeiertag
(26. Dezember)
die angenehmste und schönste Zerstreuung!

Karten von 1—5 Zloty in der Drogerie Arno Dietel, Petrikauer 157, am Tage der Aufführung an der Theaterkasse von 11 Uhr ab.

Gesellschafts-Tanz-Schule
von KARL TRINKHAUS
Andrzeja 17 — Tel. 207-91

Der Unterricht findet in Gruppen und einzeln statt. Die Kanzlei nimmt Anmeldungen täglich entgegen

---

Dr. J. NADEL
Frauenkrankheiten und Geburtshilfe
Andrzeja 4 Tel. 228-92
Empfängt von 10—12 und von 4—8 Uhr abends

Bäcker

guter Fachmann, energisch, als Werkführer ab sofort gesucht.
Angebote mit Lebenslauf und Referenzen unter „Bäcker" an die Adm. d. Bl. erbeten

---



Deutscher Kultur- und Bildungsverein
„Fortschritt"
Petrikauer Straße 109

Achtung Mitglieder des gemischten Chores!

Am Donnerstag, den 27. Dezember, um 8 Uhr abends, findet eine **außerordentliche Singstunde** statt. In Anbetracht des in Kürze stattfindenden Festes ist das Erscheinen aller Sängerinnen und Sänger erforderlich.

Zahn-Klinik
existiert vom Jahre 1900

Zahnarzt H. PRUSS
Piotrkowska 142 Tel. 178-06
Preise bedeutend ermäßigt

Dr. med.
A. Kleszczelski
Chirurg Urolog
Krankheiten d. Nieren, d. Blase u. Harnwege
Narutowicza 16 (Piłsudskiego 76)
Tel. 127-79
Sprechstunden von 4—6 nachm.

Theater- u. Kinoprogramm.

Stadttheater: Dienstag 8.30 Uhr „Migo" Mittwoch 12 Uhr Aschenbrödel, 4 Uhr Zwyciężyłem kryzys, 8.30 Uhr Migo 4 Uhr Ten, który nie wrócił, 8.30 Uhr Migo
Populäres Theater. Heute 8.15 Uhr: Komödie „Powódź"
Capitol: Kleopatra
Casino: Kordecki, der Verteidiger von Tschenstochau
Europa: Junger Wald
Grand-Kino: Ulanen-Trauungen
Luna: Die 365 Frauen des Königs Pausol
Metro u. Adria: Was macht mein Mann in der Nacht
Miraż: Rakoczy-Marsch
Palace: Keaton verteilt Millione
Przedwiośnie: Ist Lucie ein Mädchen?
Rakieta: Ein Lied erobert die Welt
Sztuka: Nana

Zahnärztlich. Kabinett
TONDOWSKA, Główna 51
Telephon 174-93
Sprechstunden von 9 Uhr früh bis 8 Uhr abends
Künstliche Zähne zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Kostenlose Beratung.